Heft 8 August 2002 € 4,80

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 · L € 5,75 · CH sfr. 9,50

ARAFAT
DEAD MAN WALKING

STOIBER
STÜRMT LINKS

DIE ACHSE DES BÖSEN
BERLIN, WIEN BUDAPEST

PLÖD
WIE PISA

ISRAEL IST UNSER UNGLÜCK

Der Antisemiten letzter Schrei

4 191202 704806 08

in konkret August 2002

hier konkret von Robert Kurz
Überall ist Krise. Jede Börsenwoche bringt einen neuen Kurstiefstand, Großkonzerne schreiben Milliardenverluste, renommierte Buchprüfer fälschen Bilanzen, Volksaktionäre werden millionenfach enteignet – es geht drunter und drüber in der Ökonomie. Zeit, daß einer, der es schon immer gesagt hat, die Lage erklärt: der marxistische Krisentheoretiker Robert Kurz

von Konkret

an Konkret

Golden Gates von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Achse des Bösen von Jürgen Elsässer
München – Wien – Budapest: Im Zuge der EU-Osterweiterung bekommt der Revanchismus der alten Verbündeten eine neue Chance. Einer Serie erster Teil

Nach dem Endsieg von Michael Schilling

Links & Rights von Jürgen Elsässer

Vorstoß nach Novi Sad von Sonja Vogel
Volksdeutsche und Autonomisten betreiben die Abspaltung der nordserbischen Provinz Vojvodina

Die Einladung von Georg Fülberth
Die USA verlangen, daß ihren Blauhelm-Soldaten Immunität vor etwaigen Nachstellungen des Internationalen Strafgerichtshofs gewährt wird. Aus gutem Grund?

Vom Kosovo nach Kabul von Thomas Immanuel Steinberg
Wie Menschen durch Menschenrechtsinterventionen entmündigt werden

Jede Stimme wird gezahlt von Matin Baraki
In Afghanistan hat der Westen Einzug gehalten. Erst mit Bombern, dann mit Platzanweisern, demnächst mit Wahlen

Israel ist unser Unglück von Günther Jacob
Antiisraelismus nach dem 11. September: Der erste manifeste Antisemitismus, der den Holocaust nicht mehr leugnen muß

»Ohne Israel würde kein Jude hier leben ...« von Netanel Schwarz, Gaston Kirsche
Netanel Schwarz, 30, Mitglied der jüdischen Organisation norddeutscher Studenten, ein ganz normales Mitglied der Jüdischen Gemeinde Hamburg, über ganz normale Erfahrungen mit ganz normalen Landsleuten KONKRET-Interview

»Geborgtes Feindbild«? von Thomas von der Osten-Sacken, Thomas Uwer
Wie kam der Antisemitismus unter die Araber? Per Export aus Europa? Durch Lektüre des Koran? Eine neue Studie gibt Auskunft

Arafat am Ende. Am Ende Sharon? von Sylke Tempel
Die meisten Israelis sind mit ihrem Premier, dem nicht nur in Deutschland vielgehaßten, sehr zufrieden. Und das kam so:

Ein völlig unnötiger Monat von Jens Hoffmann
Avi Mograbis Film »August – A Moment Before the Eruption« ist ein Porträt Israels und eine Reflexion über Kunstproduktion in kriegsähnlichen Verhältnissen

»Ich sah den Namen Bosch« von Sabine Lueken
In der Debatte um Entschädigungsleistungen für NS-Zwangsarbeit sind die Schicksale der Menschen, die sich hinter diesen Schlagworten verbergen, aus dem Blick geraten

»Wehrsold fürs Lügen« von Kurt Pätzold
Wie lange haben die Deutschen geglaubt, ihre Wehrmacht könnte den Weltkrieg gewinnen? Was wußten sie und was haben sie daraus gemacht?

Studium banale von Christoph Hesse
Um einen Satz Wolfgang Pohrts zu variieren: Die Uni taugt nichts, deswegen muß man sich so lange wie möglich dort aufhalten. Notizen zur jüngsten Studienreform

»Was den Umgang von Jesus mit Frauen angeht« von Stefan Frank
Eine neue soziale Bewegung: Frauen, Arbeiter, Arbeitslose und Telekom-Aktionäre scharen sich um Edmund Stoiber

Spartaküßchen für die Dame von Michael Rudolf
Kommunisten und Frauen haben es schwer in der patriarchalkapitalistischen Gesellschaft. Sie symbolisieren den Haupt- und den Nebenwiderspruch, und manchmal deren Symbiose im Dreivierteltakt

Kunst & Gewerbe von Hartwig Vens
Kontingent sein

Kunst & Gewerbe von Volker Weiß
Gegen Konsumzonendesign sein

Kunst & Gewerbe von Marit Hofmann

Plöd wie Pisa von Joachim Rohloff
Kultur-Kolumne

Das Ende wieder mal? von Armin Schreiber
Die »epistemologische Maschine« zu Kassel: »Knowledge production« und art reduction auf der diesjährigen Documenta

FilmTheater von René Martens
Ali

FilmTheater von Jan Pehrke
Hundstage

FilmTheater von Meike Röhrig
Sprich mit ihr

Film des Monats von Gunnar Schubert
Casablanca

Sigfried und Papageno von Rainer Trampert
Eine WM-Tragödie aus Zitaten diverser Zeitungen und ein bißchen Nibelungenlied

Der Fortschritt in der Fremde von Tjark Kunstreich
»Die Füchse im Weinberg« statt »Waffen für Amerika«: Bis heute trägt Lion Feuchtwangers Revolutionsroman nicht den Titel, den sein Autor ihm gab.

Mutmaßungen über die Unendlichkeit des Exils

Buch & Deckel von Michael Klarmann
John Fante: Eine Braut für Dino Rossi. Maro, Augsburg 2002, 162 Seiten, 14,90 Euro

Buch & Deckel von Jürgen Roth
Alexander Ikonnikow: Taiga-Blues. Alexander Fest, Berlin 2002, 174 Seiten, 14,90 Euro

Buch & Deckel von Matthias Seeberg
Theodor W. Adorno/Thomas Mann: Briefwechsel 1943-1955. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2002, 179 Seiten, 25,90 Euro

Buch des Monats von Magnus Klaue
Theodor W. Adorno/Elisabeth Lenk: Briefwechsel 1962-1969. Edition Text + Kritik, München 2001, 227 Seiten, 27 Euro

»Kunst kommt von Revolution« von Georg Kreisler, Markus Metz, Georg Seeßlen
KONKRET-Gespräch mit Georg Kreisler, Teil 2

Melodie & Rhythmus von Gerhard Scheit
Verena Naegele: Viktor Ullmann. Komponieren in verlorener Zeit. Dittrich Verlag, Köln 2002, 400 Seiten, 28 Euro

Melodie & Rhythmus von Matthias Seeberg
Nils Petter Molvaer: NP3. Emercy/UniversalEsbjörn Svensson Trio: Strange Place For Snow. ACT/Edel

Platte des Monats von Michael Sailer
Wire: Read and Burn 01. Pink Flag/Cargo

Der Schriftstellerpianist von Carsten Otte
Warum Yorck Kronenbergs Romandebüt und seine Bach-Einspielungen eine künstlerische Einheit bilden

KEIN SCHÖNER LAND - Gekümmert werden von Holm Friebe
Das Kölner Ringfest bringt alljährlich als demokratische Flankierung der Popkomm Musik und »Events« an den Mann auf der Straße. Ein Nachmittag in der E-plus Refreshing Zone

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/02, S. 3

Robert Kurz

hier konkret

Überall ist Krise. Jede Börsenwoche bringt einen neuen Kurstiefstand, Großkonzerne schreiben Milliardenverluste, renommierte Buchprüfer fälschen Bilanzen, Volksaktionäre werden millionenfach enteignet – es geht drunter und drüber in der Ökonomie. Zeit, daß einer, der es schon immer gesagt hat, die Lage erklärt: der marxistische Krisentheoretiker Robert Kurz

konkret: Herr Anlageberater, den Kauf welcher Aktien können Sie uns überhaupt noch empfehlen?

Kurz: Marxsche Krisentheorie als Anlageberatung wäre ungefähr so intelligent wie Freudsche Psychoanalyse als Anweisung fürs Selbstmanagement. Im Prinzip könnte ich den Anlegern nur raten, sich einen geseiften Strick anzulegen. Oder es eben mit den handelsüblichen Alternativen zu versuchen: Gold, Sachwerte, Notvorrat, Kampfhund. Übrigens zeigt das Krisenbarometer auf Sturm, wenn gleichzeitig das Gold steigt und der Dollar fällt. Beides ist momentan der Fall.

konkret: Was ist eigentlich mit der T-Aktie los?

Kurz: Selbst kapitalistisch immanent betrachtet, ist es ein verzweifelt nutzloser Versuch, eine gesellschaftliche Infrastruktur nach Kriterien der Börsenkapitalisierung betreiben zu wollen. Außerdem haben sich sämtliche Telekoms mit UMTS verkalkuliert, den Frequenzen für die neue Handy-Generation mit Bildschirmen und anderem Schnickschnack. Diese Technik sollte Träger versprochener Realakkumulation sein, statt dessen ist sie der erste große Flop des neuen Jahrhunderts. Und auch das Scheinwachstum durch Akquisitionen in aller Welt stößt zuerst bei den Telekoms an Grenzen. Die wilden Zukäufe erweisen sich großenteils als sinnloser Erwerb von Überkapazitäten.

konkret: Schrumpft sich die Telekom-Blase gesund, oder ist die Telekom ein Mühlstein am Hals des ideellen Gesamtkapitalisten?

Kurz: Eine Blase kann sich nicht gesundschrumpfen, sondern nur platzen, und das ist bei der Telekom schon passiert. Die Deppen waren die Leute, die sich diese Papiere von Manfred Krug haben aufschwatzen lassen. Der Staat hat dabei zunächst doppelten Reibach gemacht, mit den Privatisierungserlösen und mit den horrenden UMTS-Versteigerungsgeldern. Aber dieses Spielchen läßt sich nicht oft wiederholen. Im durchaus möglichen Fall der Insolvenz hätte der Staat gar keine andere Wahl, als sanierend einzugreifen. Und das wäre allerdings tatsächlich ein Kosten-Mühlstein am Hals des Finanzministers. Die vorherigen irregulären Einnahmen würden weitaus übertroffen durch die dann erzwungenen irregulären Ausgaben.

konkret: Dow Jones und Dax sind im Sinkflug, aber immerhin legt der Euro zu. Ist die europäische Wirtschaft im Kommen, geht das amerikanische Jahrhundert zu Ende?

Kurz: So fragen Anlageberater, nämlich einzig nach Gewinnern und Verlierern. Radikale Krisentheorie dagegen stellt das gemeinsame Bezugssystem in Frage. Die anhaltende Baisse der Aktienmärkte verweist darauf, daß kein Vorschuß auf zukünftige Gewinne mehr zu machen ist. Und der steigende Euro signalisiert nur, daß eben deswegen der Weltkonjunkturlokomotive USA die Puste ausgeht, nicht, daß Euroland jetzt dran ist. Im Gegenteil, je teurer der Euro, desto mehr werden die europäischen und deutschen Exporte abgewürgt.

konkret: Wenn ich Ihre Bücher richtig verstanden habe, platzt die Blase, wenn ein außerökonomisches Ereignis – Atombombenexplosion in Kaschmir, ein verlorener US-Krieg im Irak – hinzutritt. Aber könnte es nicht auch umgekehrt sein, wie am 11. September: daß eine große Katastrophe die Untertanen wieder fest zusammenschweißt als Volksgenossen, notfalls mit Lohnverzicht und Heizung aus?

Kurz: Sogenannte außerökonomische Ereignisse wären bloß ein zufälliger Anlaß, der nicht zwingend notwendig ist. Eine Blase muß letzten Endes immer platzen, weil sie ökonomisch substanzlos ist. Völkische Ideologie, Rassismus und Antisemitismus generieren natürlich keine Kapitalakkumulation und sind deshalb keine Alternative zum Platzen der Blase, sondern irrationale Reaktionen darauf und schon im Vorfeld sichtbar. Auch Lohnverzicht haben wir schon jetzt. Die gesetzmäßige Objektivität des Kollaps bringt eben nicht per se ein emanzipatorisches Bewußtsein hervor, sondern naturwüchsig bloß die Fortsetzung der Konkurrenz mit anderen Mitteln, bis hin zur Selbstverstümmelung und Selbstzerstörung. Wer unbedingt Kapitalismus will, wenn er nicht mehr geht, kann nur noch morden und selbstmorden.

konkret: Seit bald 20 Jahren sagen Sie den Kollaps des Kapitalismus voraus. Wann kommt er denn jetzt?

Kurz: Es geht nicht um Prophetie, sondern um ein theoretisches Argument. Wem die Theorie von der absoluten inneren Schranke des Kapitals nicht schmeckt, der müßte sie theorieimmanent widerlegen, statt bloß die gängigen vortheoretischen Scheinplausibilitäten des gesunden Geldverdiener-Verstandes zu mobilisieren. Das Stattfinden oder Ausbleiben eines Finanzkrachs allein wäre weder Beweis noch Widerlegung. Eine objektive historische Grenze der Wertvergesellschaftung würde das emanzipatorische Denken und Handeln allerdings zwingen, entweder erstmals den kategorialen Bruch mit dem modernen warenproduzierenden System zu vollziehen, ohne garantierte Anschlußfähigkeit ans Massenbewußtsein, oder

sich selbst aufzugeben. Aber die politizistische Linke interessiert sich kaum für theoretische Argumente. Ich kann ihr nur raten, weiterhin an die ewige Akkumulationsfähigkeit des Kapitals zu glauben und an die Wiederkehr des systemimmanenten Klassenkampfs wie an die Auferstehung des Fleisches. Ein gesunder Glaube hat noch keinem Bergbauern geschadet in seinem abgelegenen Tal.

Konkret 08/02, S. 4

von Konkret

Der Radauantisemit von der DKP-Zeitung »UZ« hat es schon immer gewußt, die Leserin Birgit Stromann aus der Hauptstadt und viele ihr Gleichgesinnte im Reich auch: daß nämlich KONKRET neuerdings vom israelischen Geheimdienst bezahlt wird. Was aber tut dieser? Dementiert er? Kein bißchen – er gießt Öl (Eigentum der arabischen Völker!) in das Feuer, das der Antiimperialismus an das Verlagshaus gelegt hat, indem er die Botschaft des Staates Israel überredet, eine Anzeige in KONKRET (Seite 11) zu schalten und so alle anderslautenden Beteuerungen der Redaktion zu dementieren. Es ist bitter.

Horst Tomayers »German Poems« unterliegen wie Martin Walsers *Tod eines Kritikers* dem Gesetz, daß sauschlechte Bücher saugut verkauft werden, gute aber schlecht. Die Edition Nautilus hat dem Dichter, also Tomayer, einen Großteil der Auflage der unsterblichen *German Poems* samt der zauberhaften Zeichnungen von Ernst Kahl mit dem Ausdruck des Bedauerns unveräußert zurückgereicht (siehe Seite 65). KONKRET hat die Sendung erworben und verkauft das ursprünglich 24,80 Mark teure Werk zum halben Preis, nämlich für 12 Euro (von Tomayer mit einem Vierzeiler handsigniert) oder für 6 Euro (ohne, aber wer will das schon?).

Bei dieser Gelegenheit: Veranstalter politisch-kultureller Iwentz in der Provinz, aufgepaßt! »Die Oberpfalz« meldet:

»Sulzbach-Rosenberg – Der Abend begann mit einigen Widrigkeiten: ein wackelnder Tisch, fehlendes Bier, ein pfeifendes Mikrofon. Drei Stunden später jedoch, als der KONKRET-Herausgeber Hermann L. Gremliza und der Poet Horst Tomayer ihre Lesung im ausverkauften Saal der »Hängematte« unter lang andauerndem Applaus beendet hatten ...

Das könnte auch Ihnen drohen. Anfang September nimmt das sehr gemischte Doppel Gremliza/Tomayer seine Leseprogramm »SOS Fellatio oder die schöne Halbsudanesin« wieder auf. Vor und nach der Frankfurter Buchmesse (aber nicht auf ihr) sind noch Termine frei. Näheres beim Verlag.

Berichtigung: Ein sehr ärgerlicher Fehler ist der Redaktion bei der Bebilderung von Raul Zeliks Beitrag »Drogen, Söldner und Konzerne« in KONKRET 7/02 auf Seite 35 unterlaufen. Das dort abgebildete Foto zeigte keine kolumbianischen »Paramilitärs«, sondern einen Guerillero der rühmlichen ELN.

»Dole Velika Nemacka!« (Nieder mit Großdeutschland!) rief Jürgen Elsässer auf der Demonstration zum Jahrestag der Auslieferung von Slobodan Milosevic am 28. Juni in Belgrad. Er soll – nach dem Bericht einer örtlichen Tageszeitung – »in solidem Serbisch« zu den 12.000 Versammelten gesprochen haben. (Die Rede findet sich unter www.juergen-elsaesser.de.) Das jugoslawische Wochenmagazin »Nin« hat eine Serie aus Elsässers Buch *Kriegsverbrechen. Die tödlichen Lügen der Bundesregierung und ihre Opfer im Kosovo-Konflikt* (**konkret texte** 27, serbische Übersetzung im Verlag Jasen) abgedruckt. Sein jüngstes Buch *Deutschland führt Krieg. Seit 11. September wird zurückgeschossen* (**konkret texte** 32) wird Elsässer am 10. August um 20 Uhr im Schloß Marxhagen (Mecklenburg-Vorpommern) vorstellen. Das Schloß liegt in der Nähe von Waren/Müritz und bietet preisgünstige Übernachtungsmöglichkeiten; Reservierung unter Tel./Fax. 039933/710 72.

Konkret 08/02, S. 6

an Konkret

Jetzt reicht’s

KONKRET 7/02: Interview mit Susanne Thaler und »Standortfaktor Antisemitismus« von Hermann L. Gremliza

Frau Thaler, hat recht: Möllemann, der das Wort »Semit« benutzt, zeigt damit, daß er Juden für eine Rasse hält und hat unterbewußt »den Rassismus der Nazis voll verinnerlicht«. Freilich bleibt zu fragen, ob diejenigen, die in warnendem Ton von »Antisemitismus« sprechen und somit ebenfalls das Wort »Semit« benutzen, nicht auch unterbewußt Rassisten sind. Ist der Antisemitismus nicht in uns allen? Haben wir nicht schon mal abwertend von »schachern« gesprochen? Oder finden wir vielleicht doch (klammheimlich) Friedman unsympathisch?

Dürfte der Fall Möllemann klar sein, so bleibt Aufklärungsarbeit dieser Art für die anderen Palästinafreunde noch zu leisten. Gremliza hat dies in dankswerter Weise bereits bei Lafontaine begonnen, dessen Rassismus sich darin äußert, daß er kaum verschlüsselt die Deutschen auffordert, Juden nicht zu mögen (»Man muß Sharon, Israel und die Juden nicht mögen ...«). Daß sich darüber niemand aufregt, zeigt, wie verbreitet der Antisemitismus schon ist. Wichtige methodische Anregungen für ihre weitere Arbeit können Gremliza und Elsässer in dem Buch *Hexenjagd* von Arthur Miller finden.

Paul Tiefenbach

per E-Mail

Es reicht! Die zynische Intelligenz läßt sich wohl jetzt vom israelischen Geheimdienst bezahlen! Ich bestelle hiermit mein Abo ab!

Birgit Stromann

Berlin

Sie wissen, warum

KONKRET 7/02: »Längliche Klangkörper« von Georg Fülberth

Ihr Artikel hat mich enttäuscht. Sie preisen darin das Hochhalten eines Transparentes durch die Abgeordneten des Deutschen Bundestages Jelpke und Wolf während einer Rede von George W. Bush. Die Inszenierung war vergleichbar mit der Stolpe-Schönbohm-Klamotte im Bundesrat kurz vorher, bei der Verabschiedung des Zuwanderungsgesetzes. Es wird Aufmerksamkeit auf Vorgänge im Gesetzgebungsorgan gelenkt, die sonst, verdientermaßen, wenig Aufmerksamkeit bekämen. Profilierung ohne wirkliche Alternative.

Grundgesetz und Geschäftsordnungen von Bundestag und -rat erklären einige Möglichkeiten für zulässig, Alternativen sichtbar zu machen, wenn man welche hat. Mutige und schlagfertige Zwischenrufe und Antworten darauf, ungewöhnliche Stimmabgaben, Gesetzes- und Entschließungsanträge, Reden. Um mal ein paar exemplarische deutsche Parlamentarier zu nennen. August Bebel, Wilhelm und Karl Liebknecht haben genauso wenig Transparente hoch gehalten wie Clara Zetkin, Karl Renner oder Gustav Heinemann.

Jetzt das gleiche noch mal, für den Bauch. Wissen Sie noch? Abstimmung über die dritte Lesung der Warschauer Verträge, und über das Mißtrauensvotum gegen Willy Brandt im Bundestag? Erinnern Sie sich: Fernseher im Audimax, diskutierende Trauben von Passanten auf den Straßen? Damals ging es um was. Transparente wurden im Bundestag nicht hochgehalten. Ich denke, Sie wissen warum.

Jan Kuhlmann

Hamburg

Das ist alles

KONKRET 7/02: »Unheilbar gesund« von Magnus Klaue

Ich möchte mich über den freundlichen Artikel über mich sehr bedanken, kann aber andererseits nicht umhin, einige Unrichtigkeiten zu korrigieren:

Die Wiener »Kronenzeitung« hat nie geschrieben, »ich solle nach Israel gehen, wo ich hingehöre«, sondern diese Zeitung hat mich, wie alle Wiener Zeitungen, immer nur ignoriert, so gut es ging. Der »späte Publikumserfolg von ›Taubenvergiften‹« hat mich nicht »derart gekränkt, daß ich es umschrieb«, wie Herr Klaue behauptet. Das Lied war von Anfang an ein Erfolg, freilich zuerst nur im kleinen Kreis, in den Rundfunk kam es erst Jahre später, aber auch das hat mich nicht gekränkt, ich bin ja dergleichen längst gewohnt.

Ferner habe ich nie »das Publikum für dumm gehalten«, im Gegenteil! Meine Erfolge habe ich nur dem Publikum zu verdanken. Die großen Plattengesellschaften, die großen Kulturberichterstatter wie die »Zeit«, die »FAZ«, der »Spiegel« haben nie die geringste Notiz von mir genommen, und das Publikum ist trotzdem gekommen. Keiner meiner Chansonabende ist »abgelehnt worden«, kein Publikum hat mir je »übel genommen, daß ich meinen eigenen Weg ging«. Auch ist meine Platte »Nichtarische Arien« weder von Philo- noch von Antisemiten kritisiert worden. Mir war es auch nicht »mulmig bei der Studentenrevolte«, ich habe diese Revolte unterstützt, wo ich konnte, nicht nur mit Liedern. Ich wurde damals auch nirgends verjagt, wie Adorno. Und letztlich »bemühe ich mich nicht um die Förderung von Künstlern, die fortsetzen, was ich begann«. Derlei Überheblichkeit ist mir fremd. Ich freue mich sehr, daß Tim Fischer und andere meine Lieder bringen, das ist alles.

Georg Kreisler

Basel

Quod erat demonstrandum

KONKRET 7/02: von KONKRET

Eckhard Henscheid verteidigt in der Salonfaschisten-Postille »Junge Freiheit« seinen Gesinnungsgenossen Möllemann und redet von einem »sogenannten und speziellen Judentabu«. Henscheid ist ein Antisemit. Lustig, daß er trotzdem in der »Taz« und in der »Titanic« zu Wort kommt. Ich dachte schon, das würde niemanden interessieren. Aber Gremliza hat es gemerkt. Quod erat demonstrandum.

Burkhard Schröder

Berlin

Herzen öffnen

KONKRET 7/02: »Auf roten Socken zum grünen Adolf« von Peter Kratz

Bahro gilt »antinationalen« Linken wie Peter Kratz oder Jutta Ditfurth spätestens seit Ende der achtziger Jahre als »neurechter« Demagoge. Doch die Wurzeln seines »reaktionären« Denkens müssen viel früher angelegt gewesen sein. Bereits die »Alternative« habe »antiinternationalistische, industriekritische und bio-evolutionistische Positionen« enthalten, stellt Kratz inzwischen fest. Da ist es doch äußerst seltsam, daß Bahro vor 25 Jahren als einer der wichtigsten Erneuerer des Marxismus begrüßt wurde. Damals fiel offenbar keinem auf, daß sich hinter dem Kritiker des »realexistierenden Sozialismus« in Tat und Wahrheit ein intellektueller Neonazi versteckte.

Peter Kratz mixt eine Menge von zusammenhanglosen Zitaten, Halbwahrheiten und leeren Behauptungen durcheinander, um dem staunenden Publikum vorzuführen, die PDS benötige jetzt sogar einen Rudolf Bahro, um ihren Weg als Krisenhelferin des Kapitalismus zu kaschieren.

Was »antinationale« Linke an Bahro offenbar nicht leiden können, ist der Umstand, daß dieser Fragen nach Stammes- und Nationalgeschichte nicht negierte, sondern die Auseinandersetzung damit suchte, ohne dabei stehen zu bleiben. Kratz und die ihm Nahestehenden sollten einmal nachlesen, was Bahro in den frühen achtziger Jahren den »linken« Nationalrevolutionären um die Zeitschrift »Wir selbst« ins Stammbuch geschrieben hatte: »Nationalismus ist grundsätzlich ein altes Muster. Wenn ihr euch einmal auf Hannah Arendts *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* einließet, würdet ihr eure Anleihe beim Befreiungsnationalismus als eine illegitime Maskerade durchschauen.«

In den frühen neunziger Jahren arbeitete Bahro in seinen Berliner Vorlesungen diesen »nationalen« Stoff noch einmal durch. Es gehe darum, die alten Fixierungen zu lösen und den Ablagerungen der National-, Volks- und Stammesgeschichte in unseren Seelen auf den Grund zu gehen – um sie schließlich überwinden zu können. In seiner Vorlesung vom 2.

November 1992 sagte Bahro angesichts der damals geführten Asyldebatte: Es gehe darum, Herzen und Grenzen zu öffnen statt zu schließen. Spricht so ein »Neurechter«?

Kurt Seifert

Winterthur (Schweiz)

Ode auf die Freiheit

KONKRET 6/02: Titelthema: Negris »Empire« – Der große Bluff

Freiheit

Der Mensch in seinem Freiheitsdrang,
Er atmet schon viel freier,
Seit Negri ihm von Freiheit sang
Im Freiheitsbuch *Empire.*

Den Helden der Liberación
Will er den Canto widmen,
Den Kämpfern für mehr Freiarbeit
Und für freie Rhythmen.

Stefan Frank

Marburg

Konkret 08/02, S. 9

Hermann L. Gremliza

Golden Gates

Once upon a time in einem deutschen Fernsehstudio: Gegenseitig sich anfeuernd halten Rudolf Hickel, linker Volkswirt, und Edmund Stoiber, rechter Volksfreund, flammende Plädoyers für den Sozialstaat, das »europäische Modell« des Kapitalismus, das man sich nicht nehmen lassen dürfe, ganz besonders nicht von den Amis, bis endlich der Stargast des Abends, der Multimilliardär Bill Gates, den beiden zuruft: »Aber wenn Sie den freien Markt gar nicht wollen, dann holen Sie sich doch Ihren Kommunismus wieder!«

Neben der Paranoia, die einen kernigen amerikanischen Kapitalisten den Kommunismus schon an der Schulpflicht erkennen läßt, verriet Gates Ausbruch die nicht ganz falsche Ahnung, die beiden Kantonisten seien, in den kalten Winden eines Wandels, die sichersten nicht, sondern neigten dazu, in die Wärme des sozialen, des nationalen Kollektivs, der Volksgemeinschaft, zu desertieren, und, als die besseren Kapitalisten, zu gut, sich selber bei diesem Namen zu nennen oder nennen zu lassen, gegen die bösen Kapitalisten in Übersee Front zu machen.

Jede Art der Kapitalherrschaft arbeitet mit dem Versprechen, auch der ausgebeuteten Masse werde irgendwie irgendwann irgendwelche Gerechtigkeit zuteil, sei es durch Programme sogenannter Wohlfahrt, sei es auf dem Weg vom Tellerwäscher zum Millionär. Von diesem Versprechen leben Liberale wie Gates, von jenem die Sozialdemokraten aller Parteien, die Hickel wie die Stoiber. Jeder weiß vom andern, daß der sein Versprechen nicht hält, nicht halten kann. Der Sozi läßt seine Studienräte im Kabarett über den träumenden Tellerwäscher lachen, der Liberale macht sich über den vom Staat »entmündigten Bürger« lustig. Schafft zwei, drei, vier Millionen Bill Gates, sagt Bill Gates den Pizzaboten, Johannes Rau ruft dem arbeitslosen Arbeitsmann zu: »Einige Vorstände haben ihre Gehälter sogar vervielfacht. Das ist ein gesellschaftliches Ärgernis.« Wer arm ist, ist selber schuld, sagt der Zyniker, wer reich ist, ist schuldig, sagt der Sozialneidhammel.

Rein treten die beiden Varianten der Kapitalherrschaft zwar nirgends auf, selbst in den USA gibt es eine sozialliberale Partei, die immer dann das Regiment übernehmen darf bzw. muß, wenn die Marktradikalen die Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft zu sehr strapaziert haben und also die Gefahr besteht, daß die Leute durch physische, psychische, geistige oder materielle Verelendung ihre eigene Ausbeutung behindern, und der soziale Kitt, der Glaube an die »Werte« – »The most sublime is motherhood« (Tom Lehrer) – zu bröseln beginnt. Dann muß irgendein *New deal* die Elenden wieder zu Kräften bringen. Weil aber der Kapitalismus auch in der Maske »menschliches Antlitz« nichts zu verschenken hat und mit der andern Hand nimmt, was er mit der einen gegeben zu haben schien, ist er doppelt angewiesen auf immaterielle Stimulanzien, auf seelische Erhebungen. Nichts hebt die Seele höher als ein auswärtiger Feind. Historiker sagen, die USA hätten unter demokratischen Präsidenten mehr Kriege geführt als unter republikanischen. Das liegt nahe. Nichts läßt den kleinen Mann mehr Größe empfinden als der Ruf des Vaterlands, des deutschen wie des amerikanischen: Draußen im Feld ist der Mann noch was wert. *Uncle Sam needs you!*

Reaganomics aber sind amerikanisch, allenfalls noch britisch, und nicht deutsch oder kontinentaleuropäisch. Jedenfalls dann, wenn Reaganomics (oder Thatcherismus) nicht bloß des sogenannten Sozialklimbims Beseitigung bedeuten, sondern den herzhaften Wunsch, der Staat und seine gottverdammte Bürokratie mögen, wenn und wo Geld verdient wird, zum Teufel gehen. Der Versuchung, sich das zu wünschen, kann auch die deutsche Bourgeoisie in guten Zeiten kaum widerstehen. Jetzt, in der Krise, aber seufzt ihr Zentralorgan, die »Frankfurter Allgemeine«, doch erleichtert auf, daß der Wunsch nicht wahr geworden ist: »Nach den Skandalen bei Enron, Worldcom Xerox & Co. gewinnt die Deutschland AG wieder an Charme. Unser Vorteil: Firmen sind weniger betrugsanfällig.« Weil nämlich die deutschen Kapitalisten von der Bürokratie des Staates, ihres ideellen Gesamtkapitalisten, sich besser haben kontrollieren lassen als die amerikanischen, die so frei waren, Bilanzen von der Marketing-Abteilung dichten zu lassen.

Und so wirbt nun der alte Marktradikalinski Hans-Olaf Henkel »angesichts der Globalisierung« für die Stärkung des Staats und seiner ordnungspolitischen Kraft, während der amerikanische Finanzminister Paul O Neill den Kongreß darüber informieren muß, daß die Regierung fällige Zahlungen nur noch leisten könne, wenn die staatliche Verschuldungsgrenze von 5,95 Billionen Dollar – das sind heute etwas weniger als 6.000 Milliarden Euro und werden morgen noch weniger Euro sein – heraufgesetzt werde: »Sonst«, sagt dieser Minister ohne Portefeuille, »fahren wir bald gegen die Wand.«

Die USA, meldet die »Süddeutsche Zeitung« schadenfroh, »sind zu arm für Bushs Politik«. Das Defizit ihrer Leistungsbilanz erreicht in jedem Quartal eine neue Rekordmarke, und das Pentagon hat, wie ein Professor der Columbia University berichtet, herausgefunden, »daß das vorhandene Kriegsmaterial für eine Invasion Iraks bis auf weiteres nicht ausreicht. Vor allem der Luftwaffe fehlten nach Afghanistan einsatzfähige Maschinen ... Wer heute glaubt, den Donner der Weltgeschichte im Himalaya zu hören, der möge sein Ohr lieber der künftigen Steuer und Innenpolitik der Vereinigten

Staaten zuwenden. Daran wird sich erweisen, ob die reiche und scheinbar unschlagbare Supermacht des 21. Jahrhunderts demnächst an *Imperial overstretch* leiden wird, so wie es dem britischen Empire im 19. Jahrhundert geschah.«

Ministerin Wieczorek-Zeul, die »rote Heidi«, als gereifte Jungsozialistin mit ihren Ansichten im Goldenen Schnitt zwischen Hickel und Stoiber, hat der Supermacht jüngst den Krieg erklärt. Zwanzig Punkte hat sie von ihren Beamten auflisten lassen, in denen die »deutsche Position« sich von der »Position der US-Regierung« unterscheide. Dazu gehören: internationaler Strafgerichtshof, Umwelt, Menschenrechte, Drogenpolitik, Familienplanung, Nahrungsmittelhilfe, Außenpolitik (Vereinte Nationen, Lateinamerika, Schurkenstaaten). Wo immer die Deutschen die Welt mit den sanften Mitteln ihrer sozialdemokratischen Weltpolitik friedlich zu erobern trachten, kämen ihnen die »aggressiven« Amerikanern in die Quere, vor allem im Nahen Osten, wo Washington sich weigere, Israel gehörig in die Mangel zu nehmen.

Die neue Frechheit gedeiht auf der Überzeugung, im Kampf der beiden Varianten von Kapitalherrschaft besser aufgestellt zu sein. Keine der beiden kann auf das (immer wieder zu halluzinierende) Bündnis von Elite und Mob verzichten. Das deutsche Modell dieses Bündnisses scheint zwar ein bißchen teurer in der Anschaffung, dafür aber zuverlässiger und sparsamer im Gebrauch, langlebig und geländegängig.

»Amerika will die Welt regieren«: Eine ganze Seite räumt die »Welt« dem »Maverick unter Amerikas Intellektuellen«, Noam Chomsky, zur Ausbreitung seines Vorwurfs ein, die USA wollten »die Welt mit Gewalt kontrollieren – und wenn dir das nicht paßt, kommst du in Schwierigkeiten«. Axel Springer hatte seine Redakteure in ihren Arbeitsverträgen verpflichtet, die USA zu lieben und zu ehren, in guten wie in schlechten Tagen. Bis daß etwas Höheres euch scheidet: Deutschland.

Konkret 08/02, S. 10

Herrschaftszeiten

Menschenrechte

16. Juni, »Amselfeld Newsletter«:

Die Armut in Serbien hat in Friedenszeiten noch nie dagewesene Ausmaße angenommen. Mehr als sechzig Prozent der Bevölkerung müssen mit weniger als zwei US-Dollar pro Tag auskommen, und weitere zwanzig Prozent mit weniger als einem US-Dollar, heißt es in einer empirischen Studie. Seit der Machtübernahme durch (das Parteienbündnis) DOS im Oktober 2000 sind die Verbraucherpreise um 450 Prozent gestiegen, mehr als zwanzig Prozent aller Beschäftigten verloren im Zuge der Reformen ihren Arbeitsplatz.

Es kann nicht sein, daß Deutschland immer drauflegt, um die Forderungen der anderen zu befriedigen

---

Gerhard Schröder zur »Bild«-Zeitung

Tücke des Objekts

21. Juni, »Frankfurter Allgemeine«:

Am Mittwochabend hatte ein palästinensischer Attentäter im Norden Jerusalems sieben Personen ermordet – nur 36 Stunden nach einem Selbstmordattentat im Süden Jerusalems, bei dem zwanzig Menschen getötet wurden. Die palästinensische Autonomiebehörde verurteilte den Anschlag. Zudem wurde am Donnerstag eine in arabischer Sprache gehaltene Rede von Palästinenserführer Arafat im palästinensischen Fernsehen erwartet, in der er nach Agentur-Berichten zu einem Ende der Selbstmordanschläge aufrufen wollte. Während Agenturen diese Ansprache schon verbreiteten, hieß es aus Ramallah, ihre Ausstrahlung verzögere sich »aus technischen Gründen«.

Zuviel ist zuviel

Yassir Arafat über die Häufung der palästinensischen Mordanschläge

Deutscher Humor

28. Juni, www.henryk-broder.de:

Hans-Olaf Henkel ist ein kluger, gebildeter und immer gut gekleideter Mann, ein richtiger Herr. Letzten Sonntag saßen wir uns bei »Christiansens« gegenüber und waren verschiedener Meinung. Ich sagte, Möllemann sei ein Antisemit oder wenigstens ein »Antisemitchen«, Henkel widersprach, Möllemann wäre kein Antisemit. Nach der Sendung gab es in den Räumen der Produktion das übliche Nachspiel bei Bier und Häppchen. Wie es der Zufall wollte, traf ich Hans-Olaf Henkel im Treppenhaus vor den Aufzügen. Ich stand am linken Lift, er am rechten. Meiner kam schneller als seiner, ich rief: »Kommen Sie, Herr Henkel, ich nehme Sie mit!« Henkel rief zurück: »Mit einem Juden fahre ich nicht im selben Aufzug!«

Leseratten

28. Juni, ddp:

Die neuen Romane von Martin Walser und Bodo Kirchhoff, »Tod eines Kritikers« und »Schundroman«, liegen bereits in Nachauflagen vor. Die Nachfrage sei so groß gewesen, daß die ersten Auflagen von 50.000 beziehungsweise 10.000 Exemplaren schon aufgrund der Vorbestellungen vergriffen waren, teilten der Suhrkamp-Verlag und die Frankfurter Verlagsanstalt mit. In beiden Romanen wird ein Literaturkritiker vermeintlich (Walser) oder versehentlich (Kirchhoff) umgebracht, der Züge von Marcel Reich-Ranicki trägt. Die Zweitauflage des umstrittenen Walser-Buches ist bereits gedruckt.

Ich möchte keine zweisprachigen Ortsschilder haben

Otto Schily

Wiedergutmachung

28. Juni, »Hamburger Abendblatt«:

Israelische Kampfhubschrauber haben Raketen auf das seit drei Tagen belagerte palästinensische Regierungsgebäude in Hebron abgefeuert. Im Gebäude haben sich rund vierzig Kämpfer verschanzt. Am gleichen Tag bewilligte die EU der Autonomiebehörde eine Soforthilfe von fünf Millionen Euro für Büromaterial in den von Israel zerstörten Ministerien.

Ja, Statistiken! Aber welche Statistik stimmt schon? Nach Statistik

ist jeder vierte Mensch ein Chinese. Aber hier spielt gar kein Chinese mit

---

Werner Hansch, Fußballreporter

Germans to the front

30. Juni, »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«:

Die Briten zeigen den Deutschen, wie man mit bescheidenen Mitteln große außenpolitische Wirkungen erzielt: »Wir sollten nicht über die Briten klagen, sondern es ihnen nachmachen«, sagt (der neue Generalinspekteur) Schneiderhan. Die Bundeswehr müsse vor allem die Fähigkeit zur »Anfangsoperation« erwerben, um der Politik schnelles Handeln zu ermöglichen. Afghanistan war eine Lehre: Wochenlang wurde die Ankunft deutscher Truppen verzögert, und für die Übernahme der Führungsrolle fehlten angeblich die Mittel. Die Briten hingegen nutzten ihre Chance. Inzwischen sind sie fast schon wieder weg, gelten aber dennoch als treue Partner Washingtons. Die Deutschen dagegen leisten weiterhin mit großem Aufgebot die Arbeit – jedoch unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Ein Generalinspekteur Schneiderhan will solche Fehler künftig vermeiden.

Reifeprüfung (1)

1. Juli, Peter Gauweiler (CSU) in der »Bild-Zeitung«:

Deutschlands Charakter-Sieg/Die Deutschen wissen – wie kein anderes Volk – um die Fehlerhaftigkeit des Gelingens. »Fallen ist keine Schande. Nur liegen bleiben.« Mit dieser Einstellung hat uns die Generation des Wiederaufbaus – die zwei Volkskatastrophen durchgestanden hatte – zur zweitstärksten Wirtschaftsnation der Welt gemacht. Eine Aufbauleistung, die bis heute fortgesetzt wird. Dieser Geist der deutschen Nation ist überall auf der Welt als äußerst konstruktiv empfunden worden.

Jetzt skandieren die Fans wieder »Türkiye, Türkiye!«, was soviel heißt wie »Türkei, Türkei!«

Heribert Faßbender, Fußballreporter

Reifeprüfung (2)

1. Juli, »Frankfurter Allgemeine«:

Sonntag, 12.30 Uhr, nicht weit vom Bundeskanzleramt. Drei junge Menschen, eine Frau und zwei Männer, nähern sich dem Veranstaltungszelt namens »Tipi«. Der eine junge Mann ist in eine Deutschland-Fahne gewickelt, der andere hält eine ebensolche am hölzernen Mast, die Frau trägt ein langes Hemd in den Farben Schwarz-Rot-Gold. In das Zelt eingeladen haben die Grünen, die zwar mittlerweile mehrfach im Namen Deutschlands Krieg geführt haben, aber gleichwohl scheu mit den deutschen Symbolen, allemal der Fahne umgehen. Die einzige Partei, die ein richtiges gemeinsames Fußballfest zustande bekommen hatte, waren also die Grünen. Schon die Einladung war ungewöhnlich. Sie war überschrieben mit den Worten »Für Deutschland!« Einige hundert waren gekommen in das Zelt. Selbst Linke wir der Berliner Ströbele fanden nichts dabei, unter deutschen Fahnen für die deutsche Sache zu sein. Ein ehemaliges Mitglied der Grünen im Bundeskabinett wollte sogar – nur halb im Scherz – in dem Treffen unter deutschen Fahnen einen Höhepunkt der »grünen Reifung« sehen. Mit Blick auf die deutsche Kriegsbeteiligung auf dem Balkan und in Zentralasien gelte für die Grünen die Reihe: »Kosovo, Afghanistan, Yokohama.«

Daß sich Berlin zu einer Stadt entwickelt, in der ein Schweizer Diplomat, ein Friseur und eine Talkshow-Dame irgendwie die neue Republik repräsentieren, das habe ich nicht erwartet

---

Frank Schirrmacher, »FAZ«-Herausgeber

Allianz gegen den Terror

1. Juli, »Süddeutsche Zeitung«:

Der Wimbledon-Auftritt mit seinem israelischen Doppel-Partner Amir Hadad hat Pakistans Tennisstar Aisamul Haq Qureshi in seiner Heimat in arge Bedrängnis gebracht. Dem Daviscup-Spieler droht wegen des angeblichen politischen Fauxpas nun eine Sperre oder Ausschluß. »Wir verurteilen seinen Auftritt und fordern eine Erklärung. Wenn unsere Regierung es wünscht, werden wir Maßnahmen einleiten«, sagte Verbandschef Syed Dilawar Abbas.

Fischers Freunde in Not

2. Juli, »Die Welt«:

Operation Herbstsonne – Die Umfrageergebnisse sehen nicht gut aus für Rot-Grün. Deshalb beginnt jetzt in allen Ministerien die hektische Jobsuche für verdiente Mitarbeiter. Sie sollen noch vor dem Machtwechsel auf sicheren Positionen versorgt werden. Den Anfang machte Joschka Fischer. Die schlechten Umfrageergebnisse für Rot-Grün vor Augen, sorgte sich der Außenminister um seine engsten Mitarbeiter und bot ihnen lukrative Botschafterposten im Ausland an.

Fischers Freunde in Not?

4. Juli, »Frankfurter Allgemeine«:

Der serbische Justizminister Vladan Batic ist mit der Äußerung zitiert worden, das Kriegsverbrechertribunal für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag ermittle gegen 19 führende Kosovo-Albaner wegen Kriegsverbrechen. Sein Ministerium habe eine Liste erhalten, auf der unter anderem die Namen des früheren Führers der albanischen »Befreiungsarmee Kosovo« (UCK) Hashim Thaci und Agim Ceku, eines anderen früheren Befehlshabers der UCK, zu finden seien. Ceku ist heute Befehlshaber des aus der entwaffneten UCK hervorgegangenen Kosovo-Schutzkorps, Thaci ist Vorsitzender der Demokratischen Partei des Kosovo, der zweitstärksten politischen Kraft der Kosovo-Albaner. Eine Sprecherin der Chefanklägerin des Tribunals, Carla del Ponte, wollte das nicht bestätigen: »Wir geben keine Listen dieser Art heraus.«

Heilige Krieger

4. Juli, »Junge Welt«:

In einer Meinungsumfrage der Palästinensischen Autonomiebehörde haben 60,2 Prozent der Befragten ihre Unterstützung für Bombenanschläge innerhalb Israels erklärt, während 86 Prozent hinter Angriffen gegen israelische Soldaten und Siedler in den besetzten Gebieten und Ostjerusalem stehen.

Es gibt nicht nur ein Rudi Völler

6. Juli, »Die Welt«:

Grobschlächtige Witze sind ein Markenzeichen von »Casseta & Planeta«, Brasiliens beliebtester Komikertruppe ... Doch was sie sich am Freitag vor dem historischen (Fußball-WM-)Finale einfallen ließ, hatte mit Satire nichts zu tun:

»Der wahre Nationalsport der Germanen ist der Völkermord. In den Eliminationsspielen unter Trainer Adolf Hitler vernichteten sie Polen, die Tschechoslowakei und Frankreich. Die Auswahl von Israel durfte nicht mitspielen und verbrachte die ganze Zeit im Konzentrationslager von Dachau. Brasilien wird den deutschen Nazifußball am kommenden Sonntag schlagen.«

Dieses Ergebnis wird den Weltfrieden nicht gefährden

Jens Weißflog, Skispringer, über das Finale der Fußball-WM

Konkret 08/02, S. 12

Jürgen Elsässer

Achse des Bösen

München – Wien – Budapest: Im Zuge der EU-Osterweiterung bekommt der Revanchismus der alten Verbündeten eine neue Chance. Einer Serie erster Teil

Von Herzen alles Gute wünschte seinen »lieben Pommern« zu Jahresbeginn Dr. Hans Edgar Jahn, der altehrwürdige Präsident der Pommerschen Abgeordnetenversammlung. Frohen Mutes verkündete er: »Die deutsche Frage bleibt offen, solange wir es wollen! Wir wollen uns mühen, unserem Auftrag gerecht zu werden. Packen wir es an!«

Von diesem Aufruf inspiriert fühlte sich Thomas Finke, CDU-Mitglied und Absolvent des Bundeswehrbataillons für Psychologische Verteidigung. In einem Beitrag für die Zeitschrift »Schlesier« skizzierte er einen Plan zur Lösung der deutschen Frage: »Die Streitkräfte der Bundesrepublik Deutschland rücken – ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen – ... bis zur russischen Grenze vor. Sie werden vom überwiegenden Teil der Bevölkerung als Befreier begrüßt. Die sowjetischen Streitkräfte räumen zuvorkommend Ostpreußen, das Memelland, die Karpato-Ukraine und behindern den deutschen Vormarsch in keiner Weise.«

Der Neujahrsgruß der Pommern und der publizistische Kampfeinsatz der Schlesier liegen, aufmerksame Leser haben es am Adjektiv »sowjetisch« gemerkt, lange zurück: Im Jahre 1985 war's, im selben Jahr also, als US-Präsident Reagan den SS-Gräbern in Bitburg seine Aufwartung machte und damit zu signalisieren schien, daß die neuen US-Mittelstreckenwaffen vielleicht auch die deutschen Ambitionen ein Stück weiterbringen könnten. Finkes Vorstoß aber war dann doch zu dreist: Der Mann wurde gefeuert, aus der Bundeswehr, aus der CDU, schließlich sogar aus der Schlesischen Jugend. Es war die Zeit Jalta-Europas, als die Deutschen noch unter Aufsicht standen.

Ein gutes Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung und der Auflösung des Warschauer Paktes werden wieder Planspiele für einen militärischen Einmarsch in den ehemaligen Ostgebieten des großdeutschen Reiches gemacht, sehr viel professionellere. Mitte Februar 2001 veranstaltete das österreichische Bundesheer ein Großmanöver im Waldviertel bei Wien. Das Verteidigungsministerium beschreibt das Übungszenario:

Grafenschlag, 15. Februar – An der Grenze zu Danubien spielen sich dramatische Szenen ab. Immer mehr zivile Flüchtlinge, darunter auch viele Verletzte, wollen sich über die Grenze in das Waldviertel in Sicherheit bringen ... Zusätzliche Dramatik ergab sich, als bekannt wurde, daß es im grenznahen Kernkraftwerk zu einem Störfall gekommen war. Unbestätigten Meldungen zufolge traten in den frühen Abendstunden des 14. Februar radioaktive Stoffe aus. Trotz eines Informationsabkommens mit der Republik Österreich ist an die Bundeswarnzentrale bis jetzt noch keine offizielle Meldung von Danubien ergangen ...

In den frühen Morgenstunden kam es zu einem Feuergefecht zwischen den Aufständischen der Partei freies Danubien (PFD) und einer verfolgenden Panzerkompanie der regulären danubischen Streitkräfte (DSK). Die DSK versuchen offensichtlich mit aller Gewalt, die Gruppen der PFD zu zerschlagen, dabei schrecken sie aber auch augenscheinlich nicht davor zurück, österreichisches Staatsgebiet zu verletzen ...

Man befürchtet einen Anschlag auf die Sendeanlage Loschberg, da der österreichische Rundfunk die grenznahe danubische Bevölkerung über die wahren Vorgänge informiert. Da man eine weitere Eskalation der Lage, mit einem Überschreiten der Grenze durch starke Verbände der DSK befürchtet, haben gepanzerte Verbände des Bundesheeres begonnen, die vorbereiteten Riegelstellungen auszubauen.

»Guernica«, eine pazifistische Zeitung aus Linz, kommentiert: »Welches Nachbarland Österreichs wird wohl dieses geheimnisumwitterte Danubien sein, das an das Waldviertel angrenzt und in dem ein grenznahes Atomkraftwerk steht? Ein Schelm, wer dabei an Tschechien und das AKW Temelin denkt.«

Nun muß man nicht befürchten, daß aus diesem Manöver bald Wirklichkeit wird. Das Pentagon hat den finalen Atomschlag gegen die Sowjetunion oft durchgespielt und dennoch nie ausgeführt. Daß allerdings überhaupt Tschechien – immerhin ein Verbündeter der Nato – als kaum verschlüsselter Kriegsgegner genannt werden konnte, ohne daß es dagegen Proteste gab, geschweige denn Repressalien wie 1985 gegen den Heißsporn Finke, ist ein Indiz für einen Stimmungswandel.

Startschuß im Kosovo

Die neue Offensive der Vertriebenenverbände begann im Krieg gegen Jugoslawien, wo die Nato sich den albanischen Sezessionisten als »Luftwaffe für den ethnischen Bürgerkrieg« (Henry Kissinger) andiente. Auf dem Höhepunkt des Bombardements, am 29. Mai 1999, beim Jahrestreffen des Bundes der Vertrieben (BdV) im Berliner Dom, freute sich Erika Steinbach, BdV-Präsidentin und CDU-Bundestagsabgeordnete, »daß die Vertreibungen im Kosovo die europäischen Staaten und ihre Menschen aufrüttelten«. Nun müsse endlich auch die Bundesregierung die »Trennung von

Vertreibungsdekreten« und die »Heilung von Vertreibungsverbrechen« zur Voraussetzung einer Aufnahme der osteuropäischen Nachbarn in die EU machen.

Auf dem Treffen hielt nicht nur Bujor Bukoshi, der sogenannte Ministerpräsident der Kosovo-Albaner (und ihr wichtigster Spendeneintreiber für Waffenkäufe), eine Rede, sondern auch Otto Schily – als erstes Mitglied einer sozialdemokratisch geführten Bundesregierung auf einem Revanchistentreffen. In einer »epochalen Erklärung aus dem Munde eines SPD-Ministers« (Steinbach über Schily) kritisierte er die »politische Linke«, weil sie so lange über die »Vertreibungsverbrechen« hinweggesehen habe; dies sei »Ausdruck von Mutlosigkeit und Zaghaftigkeit« gewesen. In Berlin soll ein »Zentrum gegen Vertreibung« errichtet werden. Während für das Holocaust-Mahnmal gut 25,5 Millionen Euro veranschlagt werden, soll das Steinbach-Schily-Monument etwa 80 Millionen Euro kosten. Anfang Juli 2002 gab der Bundestag dem Projekt mit großer Mehrheit seine Zustimmung.

Im August 1999 zog »Das Parlament«, die Publikumszeitung des Deutschen Bundestages, in einem Schwerpunktheft über »Nationale Minderheiten in Europa« die Lehren aus dem Kosovo-Krieg für die Volkstumspolitik. Dem Modell, im Zusammenspiel mit völkischen Terroristen wie der UCK eine territoriale Neuordnung zu erzwingen, wird in einem Aufsatz des Völkerrechtlers Dieter Blumenwitz generelle Gültigkeit zuerkannt. Blumenwitz verkehrt den Artikel 51 der UN-Charta, der das Recht souveräner Staaten auf Verteidigung gegen einen »bewaffneten Angriff« von außen erlaubt, in sein Gegenteil:

Immerhin läßt die ... Angriffsdefinition den nationalen Befreiungskampf und seine Unterstützung zu – eine vom Westen oft kritisierte Formulierung, die aber unter den neuen politischen Vorzeichen der Menschen- und Gruppenrechte instrumentalisiert werden könnte ... Verstößt die von der Mehrheit im Staat gebildete Regierung gegen die ... verbürgten Rechte der Minderheit, wird diese also diskriminiert oder gar aus der angestammten Heimat vertrieben, verwirkt der Staat seinen Anspruch auf territoriale Integrität. Die geschlossen siedelnde Minderheit kann dann ihr Sezessionsrecht verwirklichen ... Auswärtige Staaten dürfen den Loslösungsprozeß unterstützen, z. B. durch vorzeitige Anerkennung (so im Falle Sloweniens und Kroatiens) oder auch durch Waffengewalt.

Schutzmacht für den Volkstumskampf

Auf dem Sudetendeutschen Tag schloß sich Schily der Forderung nach Aufhebung der sogenannten Vertreibungsdekrete an, auf dem Ostpreußen-Tag machte Unionskanzlerkandidat Edmund Stoiber klar, daß die Niederlassungsfreiheit, die Tschechien und Polen als EU-Mitglieder allen EU-Bürgern und also auch den deutschen Revanchisten gewähren müßten, ihm nicht genügt – sie müßten ein »Recht auf Heimat« erhalten. Der Begriff ist vage und bietet genau darum den Vertriebenenverbänden den rechten Rahmen für ihre Konkretisierungen: Entschädigungen in Milliardenhöhe, Rückgabe von Grundstücken und Fabriken, großzügige Territorialautonomie für die rückströmenden Exkolonialisten.

Prag reagierte scharf. Im April verabschiedete das Parlament einstimmig eine Erklärung, in der die Rechts- und Eigentumsverhältnisse, die nach dem Zweiten Weltkrieg auf Grundlage der Dekrete des Staatspräsidenten Benes entstanden waren, als »unanzweifelbar, unantastbar und unveränderbar« bezeichnet werden. Selbst Präsident Vaclav Havel, der den Sudetendeutschen in der Vergangenheit meist auf Knien begegnet war, schloß sich der Resolution an. Die konservative ODS von Vaclav Klaus sprach mit Verweis auf München, Wien und Budapest von einer »europäischen Achse des Bösen«.

Pavel Rychetsky, bis vor kurzem stellvertretender Ministerpräsident in der großen Koalition aus ODS und sozialdemokratischer CSSD, fühlte sich an eine »Vor-München-Atmosphäre« erinnert – wie im Herbst 1938, als Prag von den Nazis zur Abtretung der sudetendeutschen Gebiete bei der Münchner Konferenz gezwungen worden war. Die Einstimmigkeit der Abgeordneten habe deutlich gemacht, »daß die Herren Haider, Stoiber und (der ungarische Premier) Orban in Tschechien keine Partner für ihr Ansinnen finden, die Frage der Nachkriegsordnung neu aufzurollen«, sagte der stellvertretende Chef der Kommunisten, Miloslav Ransdorf. Bei den tschechischen Wahlen im Juni 2002 erhöhte die KP ihren Stimmenanteil von elf auf knapp 19 Prozent.

Daß sich die Prager Politiker nicht auf Berlin und Schröder, sondern auf München und Stoiber und dessen Achsenpartner einschießen, liegt daran, daß die Bundesregierung wenigstens kein Junktim zwischen Aufhebung der Benes-Dekrete und der EU-Aufnahme Tschechiens formuliert hat, Stoiber aber die »Europatauglichkeit« Tschechiens offen in Frage stellt und die Unionsparteien im Europaparlament bereits zum dritten Mal eine Resolution durchgedrückt haben, die Prag zum Nachgeben auffordert. Geschehe dies nicht, so Jürgen Schröder, zuständiger Frontmann der Union in Strasbourg, könne sich der EU-Beitritt Prags zumindest »verzögern«.

Erpresserischer Druck kommt auch aus Wien: Die dort mitregierende FPÖ verlangt, daß Österreich sein Veto gegen die Aufnahme von Tschechien einlegt, falls Prag die Dekrete nicht aufhebt (und das AKW Temelin nicht stillegt). Dafür hat die FPÖ über 100.000 Unterschriften gesammelt. Bauern und Umweltverbände unterstützten die Kampagne mit

Grenzblockaden. In der Alpenrepublik gibt es eine starke antitschechische Massenmobilisierung, die »Kronen-Zeitung«, mit drei Millionen Auflage das reichweitenstärkste Blatt, tritt als Zentralorgan der Revanchisten auf.

Dabei spricht Österreich nicht nur mit eigener Stimme. »Österreich ist heute stärker in die deutsche Wirtschaft integriert als manches deutsche Bundesland«, sagt der Direktor des Wiener Instituts für Höhere Studien (IHS), Bernhard Felderer. 42 Prozent aller Importe kommen aus Deutschland, 35 Prozent aller Exporte gehen nach Deutschland. In seinem Buch *Der zweite Anschluß* beschreibt Klaus Grubelnik, Redakteur des konservativen österreichischen Wochenmagazins »Format«, die Lage im Jahr 2000: »Vor allem die Schlüsselbereiche der Wirtschaft geraten immer stärker in Abhängigkeit von deutschem Kapital ... Der alles beherrschende Investor war der große Bruder Deutschland, von dem allein ... 47,7 Prozent des investierten Kapitals kamen.«

Während die Energiewirtschaft und der Handel schon länger deutsch dominiert sind, gerieten in den letzten Jahren auch die Presse (die erwähnte »Kronenzeitung« gehört zum Teil dem Verlag der »Westdeutschen Allgemeinen Zeitung«) und die Banken unter die Kontrolle des nördlichen Nachbarlandes. Neben Bawag, PSK, Kontrollbank und Investkredit war insbesondere der Aufkauf der Bank Austria durch die Bayrische Hypovereinsbank von Bedeutung – Stoibers Finanziers sicherten sich damit im Jahr 2000 auf einen Schlag ein Viertel des österreichischen Bankkapitals. Durch die Übernahme des BA-Auslandsgeschäftes öffnete sich die Hypovereinsbank ein »großes Tor auf dem Weg nach Osten« (»Financial Times«), sie wurde zur drittgrößten Bank in Polen und zur zweitstärksten Auslandsbank in Ungarn.

In ähnlicher Weise ist Ungarn von Deutschland wirtschaftlich abhängig. Aus Deutschland kam mit 25 Prozent die meisten Importe, dorthin gehen mit 37 Prozent die relativ meisten Ausfuhren (Stand 1999). Auch bei den Direktinvestitionen ist Deutschland die Nummer eins: Deutsche Unternehmen tragen mittlerweile (Stand 2001) mehr als ein Viertel zum ungarischen Bruttoinlandprodukts bei. Anfang des Jahres wurde in Budapest die bisher einzige deutschsprachige Universität außerhalb Deutschlands gegründet. In der Regierung wird das Amt für nationale und ethnische Minderheiten von einem Ungarndeutschen geführt. Dieser Antal Heizer ist gerngesehener Ehrengast auf den Tagungen der Ungarndeutschen, die 200.000 Menschen in ihren Selbstverwaltungsstrukturen organisiert haben.

Während die abgewählte Mitte-Rechts-Regierung von Viktor Orban in ähnlich aggressiver Weise wie die Wiener Revanchisten von Tschechien, Slowenien und Serbien (siehe dazu den Beitrag von Sonja Vogel auf den folgenden Seiten) die Abschaffung der sogenannten Vertreibungsdekrete forderte, hat die neue sozialdemokratisch geführte Regierung unter Premier Peter Medgessy den Ton etwas gemäßigt. Allerdings hat sie das Paßgesetz, das ihre Vorgängerin zu Jahresanfang in Kraft gesetzt hat, nicht revidiert: Das Gesetz ist nach deutschem Staatsbürgerrecht gestrickt und gibt Menschen in allen früher zu k.u.k.-Ungarn gehörigen Gebieten das Recht auf einen ungarischen Paß. Damit erhebt die Regierung in Budapest Anspruch auf 1,6 Millionen rumänische, 600.000 slowakische und 350.000 jugoslawische Staatsbürger.

Daß Ungarn hier im Einklang mit der deutschen Außenpolitik handelt, machte eine Fachtagung der CSU-nahen Hanns-Seidel-Stiftung im Dezember 2001 – natürlich: in Budapest – deutlich. In seiner Außenpolitik »orientiert sich Ungarn, wie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, an Deutschland, das dieser Annäherung mit deutlichem Wohlwollen begegnet ... Gemeinsame Interessen erwachsen in diesem zwischenstaatlichen Rahmen dem beiderseitigen Wunsch, ... dabei ausdrücklich auch die Rechte der nationalen Minderheiten ... zu sichern. Insofern haben sich sowohl Deutschland als auch Ungarn erneut eine Schutzmachtrolle für die deutschen und ungarischen Minderheiten angeeignet.«

Ziel des neuen Paßgesetzes sei es, »ein Prinzip gleichsam von Außen durchzusetzen, das nicht einmal in innerstaatlichen Regelungswerken allgemein anerkannt ist: das der positiven Diskriminierung.« Mit anderen Worten: Unter Bruch des Völkerrechts deklariert Budapest im Gleichschritt mit Berlin Staatsbürger anderer Nationen zu Minderheiten ungarischer Nationalität und stattet sie mit Privilegien aus, die die Mehrheit in den Nachbarstaaten nicht genießen kann: Ungarische oder deutsche Pässe bedeuten Zugang zum ungarischen bzw. deutschen Arbeitsmarkt und zum ungarischen bzw. deutschen Sozial- und Gesundheitssystem. Führt diese »positive Diskriminierung« zu Spannungen zwischen Mehrheit und Minderheit, greifen die selbsternannten »Schutzmächte« ein.

Teil 2 der Serie von Jürgen Elsässer im nächsten Heft: »... bis an die Memel. Der deutsche Vorstoß nach Krakow und Kaliningrad kommt voran«

Von Jürgen Elsässer ist zuletzt »Deutschland führt Krieg – Seit dem 11. September wird zurückgeschossen« (konkret texte 32) erschienen

Konkret 08/02, S. 14

Michael Schilling

Nach dem Endsieg

Am 31. Januar 1943 streckte der Wehrmachtsgeneral Paulus in Stalingrad die Waffen. 146.300 von 284.000 seiner Soldaten waren tot, der Krieg verloren. Noch wären Ost- und Mitteleuropa vor der Apokalypse zu bewahren, fünfzig Millionen Menschen zu retten gewesen, hätten die Geschlagenen ihre Niederlage einbekannt.

Aber perdu n'est pas un mot allemand*. Als die zivilisierteren Gegner die ungeordnete Demobilmachung des Feindes erwarteten, fing der erst richtig an. Ein Weltkrieg dauert, das wußten die Deutschen, die ihn erfunden haben, vier Jahre.*

Und ein Spiel, sagte der damalige Reichs- und spätere Bundestrainer, dauert 90 Minuten. Viele haben den Sepp Herberger dieses Satzes wegen für einen unfreiwilligen Komiker gehalten, nicht wenige haben das bitter bereut. Der Satz war nicht Nonsens, er war eine Drohung. Er stand am Beginn einer Geschichte, die eine der trostlosesten Fußballnationen der Welt zu einer ihrer erfolgreichsten hat werden lassen.

Bevor Herbergers Gebot seinen Siegeszug antrat, hatte beim Fußball wie bei anderen Sportarten gegolten, daß der sichtlich Unterlegene sich in seine Niederlage fügte. Der Fechter senkte seinen Degen, der Schachspieler legte seinen König um, der Golfer verschenkte den letzten Put, der Fußballer stellte die Blutgrätsche weg. Ein Spiel dauerte, bis der Beweis, wer der Überlegene sei, erbracht war. So spielen es die herrlichen Fußballspieler aus Kamerun oder dem Senegal noch heute. Und müssen gegen die deutschen Balltreter verlieren. Wenn nämlich die schwarzen Artisten ihre Hände schon ausstrecken, die Glückwünsche guter Verlierer entgegenzunehmen, werden die deutschen Kicker zum Volkssturm. Ein Spiel dauert, bis wir gewonnen haben oder alle tot sind.

So wurden die Deutschen dreimal Weltmeister: über die eleganten Ungarn, die brillanten Holländer und die dynamischen Argentinier. Wäre es nach der Schönheit ihres Spiels gegangen, hätte die Auswahl des DFB in keinem einzigen Fall auch nur die zweite Runde erreicht. Und doch kann der FC Bayern gegen Manu oder Real mithalten. In der Aufstellung Kahn, Lizarazu, Kuffour, Kovac, Thiam, Zé Roberto, Salihamidzic, Hargreaves, Elber, Pizarro, Santa Cruz, als undeutscher Meister.

Konkret 08/02, S. 16

Jürgen Elsässer

Links & Rights

Wer sich über die deutsche Volksgruppenpolitik und die Aktivitäten der Vertriebenen kritisch informieren möchte, hat es nicht leicht - das Thema ist in der Linken alles andere als in. Die »Politischen Berichte« verfolgen die Entwicklung noch am kontinuierlichsten, im Netz gibt es aber nur die jeweils aktuelle Ausgabe (www.gnn-verlage.de). KONKRET-Autor Samuel Salzborn unterhält zwar eine eigene Website (www.salzborn.de), bietet jedoch nur einige Texte an und leider keine Auszüge aus seinem ausgezeichneten Standardwerk Heimatrecht und Volkstumskampf (Verlag Offizin, Hannover).

Das vergleichsweise Beste im Cyberspace ist www.german-foreign-policy.com. Die Site referiert jeweils die aktuellen Entwicklungen anhand von zusammengefaßten, kommentierten und mit Quellenangaben versehenen Presseübersichten. Dabei spielt die Volksgruppenpolitik eine wichtige Rolle, aber daneben geht es auch um wirtschaftliche und militärische Offensiven der Krauts. Die kommentierte Literaturliste über die letzten 150 Jahre deutscher Aggressionspolitik ermöglicht auch dem Laien einen Schnelleinstieg ins Expertenwissen. Sollten die Texte, wie die Autoren versprechen, bis Jahresende auch noch auf Englisch und Französisch ins Netz gestellt werden, könnte die Site zum europaweiten Bezugspunkt für die Deutschlandkritik werden.

Auf www.vulgo.net dominieren Meinungsbeiträge, der Informationsgehalt ist noch schwach. Ein unterstützenswertes Experiment ist die Site vor allem deswegen, weil sich an ihr – vermutlich einmalig im Netz – deutsche und tschechische Linke beteiligen.

Eine fantastische Õbersicht bieten die Revanchisten selbst unter www.mitteleuropa.de/zeman01. Hier wird seit Jahresanfang alles an rechtsradikaler, bürgerlicher und zum Teil sogar linker Publizistik dokumentiert, was zum deutsch-tschechischen Konflikt erschienen ist, und zwar in der Regel die ungekürzten Quellen, die aus den Kurzzeitarchiven der Tageszeitungen meist schon verschwunden sind. Da Dokumente und Kommentare sauber getrennt sind, kann man letztere – größtenteils schwarz-brauner Bullshit – locker überspringen. Gute Arbeit, Volksgenossen – weiter so!

Tschechische Originalquellen (in Õbersetzung), die man bei www.mitteleuropa.de auch findet, sind komplett und zuverlässig auf der Site des Prager Außenministeriums www.mzv.cz. Die deutschsprachige Prager Zeitung hat ihre jeweils aktuelle Wochen-Ausgabe ins Netz gestellt, besonders die Wirtschaftsartikel bieten interessante Details, während die Kommentare recht deutschfreundlich sind (www.pragerzeitung.cz).

Konkret 08/02, S. 16

Sonja Vogel

Vorstoß nach Novi Sad

Volksdeutsche und Autonomisten betreiben die Abspaltung der nordserbischen Provinz Vojvodina

Neben Tschechien und Polen gerät auch Jugoslawien ins Visier der volksdeutschen Ambitionen. Insbesondere die nordserbische Vojvodina mit der Provinzhauptstadt Novi Sad steht unter Druck: Die Region mit ihren etwa zwei Millionen Einwohnern hat eine stark durchmischte ethnische Zusammensetzung. Nach einer Volksbefragung von 1991 rechnete sich knapp ein Viertel der dortigen Bevölkerung verschiedenen nicht-serbischen Minderheiten zu, davon definiert sich der weitaus größte Teil als ethnische Ungarn. Vergleichbar mit dem Kosovo wurde auch der Vojvodina 1989 der Autonomiestatus im föderalen Jugoslawien gestrichen – allerdings, anders als im Kosovo, mit Unterstützung der großen Mehrheit der Bevölkerung.

Zwar leben nur noch etwas mehr als 5.000 Volksdeutsche in der Region. Doch ihre Bestrebungen nach Änderung der Eigentumsverhältnisse (und letztlich der Grenzen) werden auch von den Vertretern der ungarischen Minderheit (knapp 350.000) und den Autonomisten der Provinz unterstützt. Hinzu kommt der konzentrierte Druck aus Wien und Budapest. Im Mai 1999 etwa verabschiedete das österreichische Parlament mit über neunzigprozentiger Mehrheit einen Beschluß, in dem die Regierung ersucht wird, »auf die Aufhebung von fortbestehenden Gesetzen und Dekreten aus den Jahren 1945 und 1946, die sich auf die Vertreibung von einzelnen Volksgruppen in der Tschechoslowakei und im ehemaligen Jugoslawien beziehen, hinzuwirken«.

Die Vojvodina ist das ökonomische Rückgrat der serbischen Landwirtschaft – und gerade deshalb ein lohnendes Objekt der verschiedenen Autonomie- und Sezessionsbestrebungen. Von der hochindustrialisierten Landwirtschaft der Provinz wird weit mehr als die Hälfte des serbischen Getreides produziert. Novi Sad ist mit seinen beiden Öl-Raffinerien, den einzigen in Serbien, und mit seinem Donauhafen ein Knotenpunkt der jugoslawischen Wirtschaft.

Von Flensburg bis Subotica

Seit dem Machtwechsel in Belgrad im Oktober 2000 werden Vorschläge zur weiteren Zerstückelung Serbiens ungeniert im Land selbst formuliert, mit Duldung oder sogar Unterstützung der neuen DOS-Regierung unter Premier Zoran Djindjic. So fand im Juni 2001 in Belgrad ein großes Seminar statt, veranstaltet vom Kongreß der lokalen und regionalen Mächte Europas, einem konsultativen Organ des Europarates, das auf deutschen Vorschlag eingerichtet worden war. Gastgeber war die Permanente Konferenz der Städte und Kommunen Jugoslawiens, die Bedeutung der Tagung wird an der Teilnahme mehrerer jugoslawischer Minister deutlich. Die verabschiedete Resolution unterstreicht die »Wichtigkeit und Tragweite der Frage der Regionalisierung Serbiens« sowie die »die Forderung nach mehr Lokalautonomie«.

Die wichtigste deutsche Institution zur völkischen Subversion der Nachbarländer lud vom 9. bis 11. Mai diesen Jahres direkt in die Vojvodina ein: Die Föderalistische Union Europäischer Volksgruppen (FUEV) tagte unter dem Titel »Die regionale Minderheitenvielfalt und die grenzüberschreitende kulturelle Zusammenarbeit« im nordserbischen Subotica. Für die FUEV, deren gleichnamiger Vorläufer schon in den dreißiger Jahren eine wichtige Rolle spielte und die heute unter anderem vom Bundesinnenministerium finanziert wird, ist die Vojvodina eine »Musterregion«. Dort müsse der »Freiraum, den jede Volksgemeinschaft braucht« geschaffen werden, dafür genüge »das Instrument der kulturellen Selbstbestimmung leider nicht«. Unter den 250 Teilnehmern waren eine Vertreterin der schleswig-holsteinischen Landesregierung (die FUEV hat ihren Sitz in Flensburg) sowie Vertreter des OSZE-Hochkommissariats und des Kongresses der Gemeinden und Regionen des Europarates – ebenfalls Deutsche.

Gleich im Anschluß, vom 10. bis zum 12. Mai, tagte in derselben Stadt der Donauschwäbische Weltdachverband. Das wäre etwa so, als würde der Heimattag der Ostpreußischen Landsmannschaft in Kaliningrad oder der traditionelle Nürnberger Aufmarsch der Sudetendeutschen in Cheb stattfinden – aber in Serbien hat sich kein Politiker daran gestört, zumindest kein Regierungspolitiker. Im Gegenteil: Neben donauschwäbischen Vertretern aus einem Dutzend Ländern hat auch der stellvertretende serbische Ministerpräsident Josef Kaszar an der Konferenz teilgenommen. In der verabschiedeten Resolution werden »rasche Verhandlungen über Restitution und Vermögensfragen« unter Einbeziehung des Verbandes und die Verwirklichung spezieller Minderheitenrechte »für alle im ehemaligen donauschwäbischen Heimatgebiet verbliebenen deutschsprachigen Volksgruppen« angemahnt.

Der Mitbegründer und Vorsitzende des Deutschen Volksverbandes in der Vojvodina, Rudolf Weiss, erklärte gegenüber KONKRET die Ziele der deutschen Minderheitenvertretungen. Auch wenn die enteigneten Donauschwaben im Prinzip »grenzenlose Forderungen« hätten, müsse man sich wegen der prekären Wirtschaftslage nach dem Regierungswechsel 2000 auf einen »langen Dialog einstellen«. Das Grundproblem ist für Weiss, daß ein jugoslawischer Gesetzentwurf vom letzten Jahr zwar die Deutschen als nationale Minderheit anerkennt und somit auch deren Entschädigung grundsätzlich

ermöglicht, allerdings gilte dies nur für jugoslawische Staatsbürger. Was also passiert mit den Hunderttausenden nicht-jugoslawischen »Vertriebenen«? Da die »verbrecherischen und rassistischen Avnoj-Dekrete« noch immer in Kraft seien, gebe es für sie keinerlei Ansprüche, bedauerte Weiss.

Mit den Avnoj-Dekreten spielt Weiss auf das jugoslawische Pendant zu den Benes-Dekreten an: Im November 1943 gründete im bosnischen Jajce die jugoslawische Partisanenbewegung den »Antifaschistischen Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens« (Avnoj). Die im folgenden Jahr von Avnoj verabschiedeten Gesetze bilden die Grundlage des Selbstverständnisses der neuen Jugoslawischen Föderation. Unter anderem geht es dabei um »den Übergang feindlichen Vermögens in Staatsbesitz«. Dieser Erlaß vom 21.11.1944 regelt die Verstaatlichung von Vermögen des Deutschen Reiches und seiner Bürger, Personen deutscher Volkszugehörigkeit, von Kriegsverbrechern und deren Helfershelfern. Ausgenommen sind Deutsche, die in der Nationalen Befreiungsarmee oder jugoslawischen Partisaneneinheiten gekämpft haben. Da die knapp 500.000 Volksdeutschen nach jugoslawischen Angaben nicht nur eine eigene SS-Division (»Prinz Eugen«) gebildet hatten, sondern auch zu mehr als 80 Prozent an den Funktionen des Besatzungsapparates beteiligt waren, trafen diese Enteignungsbestimmungen auf die große Mehrheit zu.

Weiss' Sorgen über die Gültigkeit der Avnoj-Dekrete dürften allerdings unbegründet sein. Der serbische Minister für Minderheitenfragen, Rasim Ljajic, hat jedenfalls versichert, »daß die Avnoj-Beschlüsse praktisch jetzt schon abgeschafft sind, da die heutige demokratische Regierung in Serbien keine Kontinuität mit dem einstigen jugoslawischen Staat übernimmt«.

Ungarische Wiedervereinigung

Auch Ungarn hat seine Ansprüche in der Region angemeldet – schließlich gehörte die Vojvodina einst zur k.u.k.-Monarchie. Während des Kosovokrieges wurde die Unterstellung der Vojvodina unter UN-Verwaltung gefordert, wie zum Beispiel vom ungarischen Schriftsteller und Vorsitzenden der rechtsnationalen Parlamentspartei MIEP, Istvan Csurka. Im September 1999 sagte der damalige ungarische Premierminister Viktor Orban, der »jugoslawische Diktator Milosevic« versuche sich durch weitere »ethnische Säuberungen« zu retten. »Diesmal gegen die Ungarn der Vojvodina ... Die Nato sollte die Autonomie der ungarischen Minderheit garantieren.« Auf die Frage der »Washington Post«, ob das durch die Anwendung von Gewalt geschehen sollte, antwortete er: »Wie sonst?« Im August 2001 rief er nach einer »grenzübergreifenden Wiedervereinigung der ungarischen Nation« und wurde dafür selbst von ungarischen Vertretern der Vojvodina als »Extremist« kritisiert.

Institutioneller Hebel des ungarischen Revanchismus ist das neue Paßgesetz, das seit Anfang diesen Jahres in Kraft ist: Demnach haben Auslandsungarn das Recht auf einen ungarischen Paß und damit Zugangsmöglichkeiten zum ungarischen Sozial-, Schul- und Gesundheitswesen. Den Paß können, entsprechend dem deutschen Blutsrecht, alle Bürger anderer Staaten mit ungarischen Vorfahren verlangen. Während die Slowakei die Einmischung aus Budapest ablehnt, weil man die Etablierung einer 5. Kolonne mit irredentistischen Ansprüchen fürchtet, konnten in der Vojvodina innerhalb von drei Monaten bereits 54.000 jugoslawische Bürger das ungarische Dokument beantragen.

Hilfestellung dabei leisten die ungarischen Sezessionisten in Serbien selbst. So hat sich im August 1999 in der Vojvodina der Nationalrat der Magyaren gebildet, Gründungsmitglieder waren unter anderem 54 Abgeordnete der Bundes-, Republik- und Provinzparlamente. An der Spitze der Vereinigung stand jener Josef Kaszar, der an der erwähnten Subotica-Tagung der Donauschwaben teilnahm.

Neben Kaszar ist der Parlamentspräsident der Vojvodina, Nenad Canak, der bekannteste Sezessionist. Er ist auch Vorsitzender der Sozialdemokraten der Vojvodina, die wiederum Mitglied der DOS-Regierung in Belgrad sind. Als vehementer Verfechter der Abspaltung der südjugoslawischen Republik Montenegro sammelte Canak Erfahrungen und kämpft heute für ein Unabhängigkeitsreferendum. »Vojvodina ist okkupiert, heute wie vor 13 Jahren«, behauptet er. Unterstützung findet er bei Premier Djindjic, der von sich sagte: »Ich bin ein größerer Befürworter der Autonomie als Nenad Canak.«

So ist wenig verwunderlich, daß im Februar 2002 das serbische Parlament auf Vorschlag der DOS ein Gesetz zur teilweisen Wiederherstellung der Vojvodina-Autonomie verabschiedete. Durch dieses Gesetz bekommt das Provinz-Parlament der Vojvodina eine gewisse Finanzautonomie. Autonomiebefürworter behaupten, die Vojvodina produziere 40 Prozent der gesamten Staatseinnahmen, bekäme aber nur vier Prozent aus dem Bundesbudget zurück. Künftig will man sich weigern, Steuereinnahmen an Belgrad weiterzuleiten – so hat auch in Kroatien und Slowenien 1990/91 die Sezession begonnen.

Sonja Vogel rezensierte in KONKRET 7/02 das Buch »Der Fall Milosevic«

Konkret 08/02, S. 18

Georg Fülberth

Die Einladung

Die USA verlangen, daß ihren Blauhelm-Soldaten Immunität vor etwaigen Nachstellungen des Internationalen Strafgerichtshofs gewährt wird. Aus gutem Grund?

Herta Däubler-Gmelin, Heidemarie Wieczorek-Zeul und Javier Solana, zu deren Amtspflichten es gehört, ökonomische und staatliche Interessen zu vertreten, indem sie vorgeben, es gebe Höheres als derlei niedere Belange – zum Beispiel die universelle Durchsetzung der Menschenrechte – , sehen sich bei der Arbeit empfindlich gestört. George W. Bush hat sie bloßgestellt, indem er klarmachte, daß er eine Fiktion nicht länger benötigt, auf die seine bisherigen Komplizen noch nicht verzichten zu können meinen.

Wir erinnern uns: Das Internationale Militärtribunal in Nürnberg hatte tatsächlich über Verbrechen einer Dimension zu urteilen, für die es noch keine Paragraphen gab, so daß gegen das Rückwirkungsverbot des Strafrechts verstoßen werden mußte. Deshalb wurden überpositive – also noch nicht kodifizierte – Normen herangezogen. Sollte dies nicht eine nachträgliche Rechtfertigung von Siegerjustiz sein, mußten Institutionen und Regelungen geschaffen werden, die den Einzelfall in eine verläßliche universelle Ordnung einfügten. Damit war die Schiene gelegt, die 1998 zum Vertrag über den Ständigen Internationalen Strafgerichtshof führen sollte.

Jetzt muß erklärt werden, weshalb das so lange dauerte. Dafür gibt es zwei Gründe:

Erstens ersetzte der Kalte Krieg die angestrebte Universalität durch Spaltung. Eine gemeinsame Instanz in der heikelsten aller Angelegenheiten war da unmöglich.

Zweitens hatten die Vereinigten Staaten während der Blockkonfrontation einige Freunde, die zwar nicht dieselben Verbrechen begingen wie die Nazis, die aber vor einem Internationalen Strafgerichtshof dennoch nicht davongekommen wären. Für den Geheimdienst der Vereinigten Staaten gilt dasselbe. Der US-amerikanische Journalist Christopher Hitchens sieht bekanntlich im eigenen Land einen weiteren Kandidaten für die Anklagebank: Henry Kissinger.

Daß die Idee vom Internationalen Strafgerichtshof nach dem Ende der Block-Konfrontation wieder beliebt wurde, könnte so interpretiert werden, daß der siegreiche Rest nun von älteren Bedenken befreit wurde und sich endlich etwas genehmigen konnte, was sich bislang leider verbot. Das ist aber ein bißchen kurz gedacht.

Die universelle Geltung der Menschenrechte war nämlich nicht etwa eine Norm, deren Anwendung auf den eigenen Staat und dessen etwas weniger ansehnliche Verbündete man nicht länger fürchten mußte, sondern sie war etwas viel Nützlicheres: ein Instrument zur Durchsetzung der eigenen Interessen. Deshalb hatten die USA – besonders penetrant seit dem US-Präsidenten Carter – im Kalten Krieg immer wieder die Sowjetunion damit geneckt.

Daß Saddam Hussein mit der Annexion Kuweits das Völkerrecht gebrochen hat und daß der Krieg gegen ihn nach den Normen der Uno Rechtens war, wird niemand bestreiten. Wenn ausgerechnet die USA dabei die Führungsmacht gewesen sind, so erklärt sich dies einerseits aus ihrem militärischen Potential (ihr Einsatz war insofern die zweckmäßigste Lösung), anderseits offenbar aus ihrem Interesse, Ölquellen und Öltransportwege unter Kontrolle zu halten, um – weniger relevant – die eigene Zufuhr langfristig zu sichern und – wichtiger – gegenüber potentiellen Konkurrenten und Gegnern auf alle Fälle im Vorteil zu sein. Genaueres Hinsehen wird wahrscheinlich auch noch den Einfluß einzelner Petroleumgesellschaften und des militärisch-ökonomischen Komplexes entdecken. Völkerrecht und wirtschaftliche sowie strategische Interessen befanden sich in harmonischer Übereinstimmung.

Gleiches beobachteten wir in Jugoslawien 1999. Die jeweiligen nationalen und sonstigen Partikularinteressen der Interventionsstaaten sind so vielfältig, ja gegensätzlich gewesen, daß sie auf der rein materiellen Ebene gar nicht hätten offen ausgesprochen werden dürfen, ohne daß man sich gleich verkracht und die Aktion damit sogar verunmöglicht hätte. Der Einheitlichkeit des Handelns und seiner Legitimation war eine gemeinsame ideologische Formel deshalb sehr dienlich: Verteidigung der Menschenrechte gegen Milosevic. Die Einrichtung des Kriegsverbrecher-Tribunals in Den Haag komplettierte die Logik des Vorgangs. Als die Nato über Jugoslawien herfiel, war die Verletzung der Menschenrechte durch Milosevic nur ihre Behauptung. Das Tribunal soll sie jetzt beweisen. Weil das aber immer noch wie Ad-hoc-Justiz aussieht, ist ein ständiger Strafgerichtshof, der in künftigen Fällen schon vor der Verfolgung besteht, besser.

Die Interessen der stärksten kapitalistischen Staaten können miteinander übereinstimmen, müssen aber nicht. Im ersten Fall sind gemeinsame Institutionen praktisch, im zweiten störend. Letzteres zeigt sich gegenwärtig angesichts der Versuche der USA, sich in der Sicherung der Rohstoffzufuhr und -verwendung und gegen potentielle militärische Gefährdungen unverwundbar zu machen. Durch internationale Vereinbarungen kann man so etwas (falls es nicht »ungleiche Verträge« sind, die aus einem Diktat hervorgingen) nur erreichen, wenn sie auf Interessen-Übereinstimmung beruhen.

Die Lenker und Vordenker der US-Außenpolitik sind realistischerweise zu dem Ergebnis gekommen, daß nicht in allen denkbaren Situationen mit dieser Voraussetzung gerechnet werden kann. Das menschen- und völkerrechtlich begründete

Allgemeininteresse könnte, so haben sie herausgefunden, in Gegensatz zu ihren nationalen Belangen (genauer: zu den Absichten der herrschenden Klasse in den USA) stehen.

Aus diesem ernüchternden Ergebnis muß jedoch nicht allemal die brutalstmögliche Konsequenz gezogen werden: Weltherrschaft. Die ist technisch schwierig und vertrüge sich auch schlecht mit der bisherigen universalistischen Argumentation, die im Kampf gegen den europäischen Kolonialismus (Monroe-Doktrin), den Faschismus (Roosevelt), Kommunismus (von Truman bis Bush sen.) und Milosevic (Clinton) so hilfreich gewesen ist und die deshalb auch für die Zukunft vorgehalten werden sollte. (Der eine oder andere Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels würde sagen: Sonst gäben die USA ihre Seele auf.)

Glücklicherweise kann zwischen den beiden Logiken – der universalistischen und der unilateralistischen – durch eine pfiffige These eine Verbindung hergestellt werden, nämlich: Werden Menschen- und Völkerrecht verletzt, haben sie nur dann eine Chance auf Wiederherstellung, wenn ein solches Unterfangen mit den Interessen der Macht vereinbar ist, die gebraucht wird, um es zu veranstalten. In letzter Instanz handele es sich dabei um die Vereinigten Staaten von Amerika.

Für diese Überlegung könnte beispielsweise sprechen, daß die Uno während des Völkermords in Ruanda untätig geblieben ist. Wer den USA vorhält, daß sie damals nicht in die Lücke getreten sind, weist ihnen die Rolle des letztinstanzlichen Retters zu, auf die sie sich bei ihrer Machtpolitik berufen. Die Wahrheit ist wohl, daß hier weder die sogenannte Völkergemeinschaft noch die Vereinigten Staaten von Amerika die Verteidigung der Menschenrechte als eine Angelegenheit, die mit ihren Interessen etwas zu tun haben könnte, angesehen haben.

Zu den Unbehaglichkeiten der hier referierten Auffassung gehört, daß das Militärische in ihr eine so hervorragende Stellung hat. Wie oft haben wir, wenn irgendwo ein Konflikt kriegerisch eskalierte, ausgerufen: Man muß das Problem politisch lösen! Dieser Gemeinspruch ist tiefster Beachtung wert, die in eine lange, wahrscheinlich etwas hämische Abhandlung münden würde. Das muß hier unterbleiben: erstens aus Platzgründen, zweitens weil das bellizistische Fach schon hinlänglich besetzt ist und drittens, weil Ungediente sich um einen solchen Posten nicht bewerben sollten.

Ähnlich steht es mit der Auffassung, die Wirtschaftshilfe heile alle Wunden. Naher Osten, Balkan, Afghanistan: immer wieder hören wir, eine neuer Marshall-Plan müsse her.

Hoppla! könnte die Professorin Condoleezza Rice antworten: hier handele es sich ja wohl um ein US-amerikanisches Patent. Dem einzigen Fall, in dem es implementiert worden sei – Westeuropa 1947 ff. – , sei eine militärische Bereinigung vorangegangen: die Vereinigten Staaten lenkten Dollars in eine Weltgegend, in der sie vorher Truppen placiert hatten. Wer also einen Marshall-Plan für den Nahen Osten fordere, solle gefälligst gegen eine kriegerische Beseitigung Saddam Husseins nichts haben.

Kann auf das Militär bei der Wahrung des National Interest der USA sowie der Wiederherstellung von Menschen- und Völkerrecht nicht verzichtet werden, dann – so die Schlußfolgerung – dürfen seine Angehörigen auch nicht dem Zugriff von Behörden ausgesetzt sein, die dieses Handeln im einen oder anderen Fall delegitimieren könnten. Sonst werde es am Ende noch dazu kommen, daß die Vertreter von Schurkenstaaten (und deren Nutznießer) etwa einen Internationalen Strafgerichtshof für ihre eigene Rechtfertigung zu mißbrauchen suchten.

Wie man weiß, teilen viele Verbündete der USA, etwa die Bundesrepublik, diese Auffassung nicht. Das hat nicht viel mit der Furcht vor einer Bedrohung oder Nötigung durch die Vereinigten Staaten zu tun, wenig auch mit der narzißtischen Kränkung von Intellektuellen, die ungern einer Mindermacht angehören, viel aber mit der realistischen Wahrnehmung eigener Interessen.

Wer allein nicht stark genug ist, braucht entweder ein Bündnis mit Mächtigeren und/oder multilaterale Zusammenschlüsse. So läßt sich ein Teil der Erfolgsgeschichte der BRD seit 1949 erklären. Da sich im Verhältnis zu den USA auch nach 1990 darin nicht alles geändert hat, ist das Interesse an Alleingängen geringer, als manche meinen. Techtelmechtel mit aktuellen Feinden der USA – Iran – relativieren diesen Zustand, heben ihn aber nicht auf.

Tatsächlich ist das Verhalten der Vereinigten Staaten bei der Ablehnung des Klimaschutz-Abkommens und des Ständigen Internationalen Strafgerichtshofs ja auch kein Angriff gegen ihre bisherigen Verbündeten, sondern ein Angebot. (Daß dessen letztliche Annahme wahrscheinlicher wird, soweit die USA deren Rohstoffzufuhr kontrollieren, stimmt schon.) Der implizite Vorschlag läuft darauf hinaus, sie könnten es, was die Beseitigung multilateraler Fesseln angeht, ja doch genauso machen wie Bush. Wenn der US-Präsident für seine Soldaten Freiheit von fremder Gerichtsbarkeit verlangt, so hätte er gar nichts dagegen, falls zum Beispiel Deutschland und die anderen dasselbe wollten. Dann ist man diesen fucking Gerichtshof eben los.

Solche Überlegungen sind den europäischen Freundinnen und Freunden, die jetzt ein wenig maulen, nicht ganz fremd. Bekanntlich scheiterte 1999 ein Übereinkommen in Rambouillet daran, daß Milosevics Vertreter nicht bereit waren, den Militärs der Nato Immunität bei der freien Hantierung in ganz Jugoslawien einzuräumen. In Afghanistan besteht dieser Zustand seit Januar 2002. Damals erwirkte Großbritannien von der Übergangsregierung, daß »sämtliche Angehörige der

Friedenstruppe Isaf ›nicht ohne Zustimmung des Entsendestaates‹ an internationale Tribunale überstellt werden dürfen. Damit gilt diese Vereinbarung auch für die Soldaten der Bundeswehr, die in Afghanistan als Angehörige der Isaf Dienst tun« (»FAZ«).

Das Vorgehen der USA mag ihre Verbündeten etwas grob darauf stoßen, daß sie schon immer nur in der zweiten Reihe standen. Aber dort ist es doch auch recht schön, vor allem deshalb, weil es darunter ja auch noch viele andere Ränge gibt.

Noch können gemeinsame Gegner ausgemacht werden, zum Beispiel Mißgünstige in rohstoffreichen Ländern und in Transitregionen für Gas- oder Öllinien der ehemaligen Dritten Welt. Präventive Sicherung sei – so werden wir geostrategisch belehrt – hier sinnvoll. Außerdem stabilisiert eine außerstaatliche Feinderklärung gegen Schurken auch den inneren Zusammenhalt in den reichen Ländern.

Bushs angebliche Ungezogenheit ist also in Wirklichkeit eine Einladung, die alte Komplizenschaft in neuer Form fortzusetzen. Er sagt: Du bist doch ein Ausbeuter, du kannst das begreifen.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 7/02 über den PDS-Bückling Roland Claus

Konkret 08/02, S. 20

Thomas Immanuel Steinberg

Vom Kosovo nach Kabul

Wie Menschen durch Menschenrechtsinterventionen entmündigt werden

Einige patriotische US-Bürger hatten nach dem 11. September der Welt in einem Aufruf erklärt, »wofür wir kämpfen«, und universelle Menschenrechte in den Mittelpunkt ihrer Argumentation gestellt. Den Bush-Anhängern antworteten in gleicher Tonart deutsche Intellektuelle in der »Frankfurter Rundschau« und forderten dazu auf, mit der Universalität der Menschenrechte Ernst zu machen. Sie verwiesen ebenso wie einige amerikanische Linke auf die Mißachtung von Menschenrechten in einer Reihe von Kriegen und Interventionen der USA nach 1945. »Es gibt keine universellen Werte, die es erlauben, einen Massenmord mit einem weiteren Massenmord zu rechtfertigen.« Dem »Taz«-Journalisten schließlich, der die Debatte referierte, fiel zur Abrundung die Frage ein, »wie der Gewinn an Menschenrechten für die Bevölkerung Afghanistans nach dem Sturz der Taliban moralisch zu werten sei«.

Die Debatte macht offenkundig: Schon dem Begriff »Menschenrechte« mangelt es an Universalität. Der englische Politikwissenschaftler David Chandler bestreitet, daß sich im internationalen Umgang der Versuch ihrer Verwirklichung überhaupt lohne. Im Gegenteil. Chand- lers Studie über die jüngsten Kriege mit dem Untertitel »Menschenrechte und internationales Eingreifen« listet gravierende Schäden auf, die mit der Menschenrechtsargumentation einherzugehen scheinen.

Nicht-Regierungsorganisationen fordern, so Chandler, Menschenrechte für die arme Welt ein und teilen ihre Sicht auf die Elenden mit derjenigen US-amerikanischer und europäischer Militärs. Für beide seien Menschen Opfer, denen es auf die Sprünge zu helfen gelte mit Nahrungsmitteln, Minen oder, wie in Afghanistan geschehen, mit beidem zugleich. Euro-amerikanisch zentriert, bereite die elitäre Sichtweise der modernen Nicht-Regierungsorganisationen wie Oxfam, Unicef und vor allem Médecins sans Frontières einer auch militärischen Rückeroberung der armen Weltgegenden geradezu den Weg.

Chandler entfaltet seine These in sieben Etappen. Gründlich belegt er in den ersten drei Kapiteln die Grenzen der Menschenrechtstheorie. Dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz – gemäß Genfer Konvention seit 1864 ein neutraler, nichtpolitischer Helfer derer, die in Not sind – stellt er die modernen Nicht-Regierungsorganisationen gegenüber, die meinen, für Menschenrechte Partei ergreifen zu müssen: Nur an den Wurzeln sei den Übeln beizukommen. Die britische Oxfam und andere Nicht-Regierungsorganisationen hätten sich erstmals 1968 dem Neutralitätsprinzip des Genfer Roten Kreuzes entgegengestellt. Die südost-nigerianischen Sezessionisten in Biafra, hieß es, müßten gegen die britisch gestützte Zentralregierung durch einseitiges, auch militärisches Einschreiten vor dem sicheren Hungertod bewahrt werden. Seitdem haben Advokaten für Nachhaltigkeit und Parteinahme für die Rechte der »Opfer« die Oberhand über die Nothelfer gewonnen und erhalten nicht nur Applaus von den euro-amerikanischen Mächten, sondern immer wieder deren militärischen Flankenschutz.

Unter der Hand werden, meint Chandler, die Akteure, die von anderen Akteuren geschädigt wurden, zu Opfern der Nicht-Regierungsorganisationen. Deren Menschenrechte zu verwirklichen machen sich die Stellvertreter zur Aufgabe. Chandler spielt hier mit dem zweideutigen englischen Begriff »subjects«, die handelnden Subjekte werden zu »Subjekten«, also zu Untertanen. Die vormaligen Subjekte enden als Objekte auswärtiger Eingriffe.

Im Kampf gegen die Milosevic-Regierung verschmolzen gar bewaffneter und helfender Eingriff: Zur Zusammenarbeit bereite serbische Gemeinden erhielten Energie und Lebensmittel von der EU, widerständige nicht. Auch das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen unterbrach, trotz vorhersehbarer Flüchtlingswellen, gleich nach dem 11. September die Lieferungen nach Afghanistan mit der Begründung, sie könnten in die falschen Hände, nämlich die der Taliban fallen.

Chandler stellt des weiteren das Menschenrecht mit dem passiven Geschädigten dem Zivil-, Straf- und Völkerrecht gegenüber, die allesamt auf dem Vertragsgedanken gründen und gerade nicht auf Gerechtigkeit oder Moral abstellen. Ihnen geht es um Be- und Zurechenbarkeit bei Selbsttätigkeit der Beteiligten.

Von hier aus fällt es Chandler nicht schwer, die elitären Züge der Menschenrechtsargumentation herauszuarbeiten. Ein Bernard Kouchner, langjähriger Leiter von Médecins sans Frontières, kann danach reibungslos für »vorsorgliche« oder »eindämmende« militärische Eingriffe sprechen und sie schließlich, wie im Kosovo geschehen, selbst leiten. Auch für die Uno, jedenfalls ihrem 2001 verfaßten Brahimi-Report zufolge, gerät Krieg zum kleineren Übel. Menschenrechtler haben Chandler zufolge überdies ein pessimistisches Menschenbild. Der Mensch, so kann Chandler Kouchner zitieren, sei selbst der schlimmste Feind der Menschlichkeit.

Chandler schließt mit Verweisen auf den kümmerlichen Erfolg etwa der Menschenrechtsintervention in Bosnien. »Die ständig erweiterte Rolle einer Vielzahl von internationalen Organisationen hat unweigerlich die Fähigkeit der Bosnier

geschwächt, lebenswichtige Fragen zu erörtern, zu entfalten und zu lösen. Auf Staatsebene können die bosnischen Vertreter der Muslime, Kroaten und Serben internationale Vorschläge zur einzuschlagenden Richtung unter Anleitung der Protektoratsmacht erörtern, aber sie können allenfalls kleinere Zusätze zu Regelungen formulieren oder die Einsetzung auswärtig vorbereiteter Regelwerke aufschieben.« Es entstünden daher hohle Regierungsstrukturen, die alle Bosnier zu ethnischer und familiärer Verkapselung zwängen. Die Gesellschaft drohe in kleinste Teile zu zerfallen. Vergleichbares kündige sich für die Protektorate Kosovo und Ost-Timor und das zerfetzte Afghanistan an. Die gegenwärtig fortdauernden Kämpfe verschiedener Bevölkerungsgruppen gegen die eingesetzte Regierung in Afghanistan – und auch untereinander – scheinen Chandlers Prognose bereits zu bestätigen.

Der pensionierte Bundeswehrgeneral Heinz Loquai hat die angeblich humanitäre Intervention in Jugoslawien schlüssig als Parteinahme der Nato für eine Bürgerkriegspartei beschrieben. Jürgen Elsässer hat die Doppelzüngigkeit militärischer Interventen aufgezeigt, ihr Moralisieren vorher und ihre realpolitischen Ausflüchte nachher. Rainer Trampert hat die Ökonomie hinter dem Idealismus hervorgeholt.

Chandler dagegen nimmt die Menschrechtler beim Wort, analysiert und begleitet interpretierend die Taten und deren Folgen. Weniger mit empirischen Argumenten tritt er den Menschenrecht- lern entgegen, und schon gar nicht for- dert er ein normatives Herangehen. Er nimmt vor allem einen anderen Blickwinkel ein.

Er wählt eine subjekttheoretische Sicht auf die Menschen. Sie bewahrt vor der exaltierten Emphase, mit der ständig neu Ideologeme nicht nur zur internationalen, sondern auch zur innergesellschaftlichen Gewalt ausgetauscht werden. In Deutschland kritisiert Freerk Huisken seine Freßfeinde, die Pädagogen jeder Observanz, aus ähnlicher Richtung wie Chandler die humanitären Interventen. Ein verwandtes Vorgehen grundsätzlich erarbeitet haben bei uns Osterkamp und Holzkamp mit ihrer Kritischen Psychologie. Deren Freunde wie kritische Gegner werden aus der Chandlerschen Studie Gewinn ziehen.

David Chandler: *From Kosovo to Kabul. Human Rights and International Intervention.* Pluto Press, London/Sterling/Virginia 2002, 268 Seiten, £14,99

Thomas Immanuel Steinberg lebt und arbeitet in Hamburg

Konkret 08/02, S. 21

Matin Baraki

Jede Stimme wird gezahlt

In Afghanistan hat der Westen Einzug gehalten. Erst mit Bombern, dann mit Platzanweisern, demnächst mit Wahlen

Er war einmal König von Afghanistan und wollte es wieder werden, oder wenigstens Präsident: Mohammad Saher. Die Stämme der Paschtunen wollten das auch, und so wäre er wohl gewählt worden, wenn nicht die Demokratie gewesen wäre, und zwar nicht irgendeine, sondern die größte: die USA. Sie haben dem Exmonarchen nie verziehen, daß er in den fünfziger Jahren, als die USA den Beitritt Afghanistans zu ihrem südasiatischen Militärpakt Cento verlangt hatten, schon einmal nicht getan hatte, was er sollte.

Und so kam der gebürtige Afghane Zalmay Khalilzad, ehemals Mitarbeiter des US-Ölkonzerns Unocal und Mitglied des Nationalen Sicherheitsrats, jetzt Sonderbotschafter des Präsidenten George W. Bush für Afghanistan, zu einem weiteren Job. Er mußte dem bis dahin international anerkannten Präsidenten Rabani seine Ambition auf die nächste Präsidentschaft ausreden, und tat das so gründlich, daß dem, wie ein afghanisches Sprichwort sagt, die Spucke im Mund trocknete.

Danach knöpfte Khalilzad sich den Exmonarchen vor, bis er der Presse erklären konnte, daß Saher Shah die »Erklärung abgeben möchte, daß er als Kandidat für den Posten als Staatschef nicht zur Verfügung steht und die Kandidatur von Herrn Karsai unterstützt«. Erst als das entschieden war, konnte die Loja Djirga, eine Art Stammesparlament, mit einem Tag Verspätung eröffnet werden.

Die Paschtunen zwar waren empört, der Stammensführer und frühere Gouverneur von Paktia, Patscha Chan, drohte sogar mit Krieg, andere, aus der Kabuler Gegend, meinten, daß Hamed Karsai »ein Lakai der Amerikaner und ein Verräter an König und Volk« sei. In der öffentlichen Meinung gilt Khalilzad als »heimlicher König Afghanistans« und Karsai als »Bürgermeister von Kabul«. Ändern an der beschlossenen Sache konnte das nichts. Dazu war sie zu gut vorbereitet.

Monatelang waren die Mitglieder einer handverlesenen Kommission durchs Land gezogen, um in den rund 350 Bezirken Wahlmänner wählen zu lassen oder zu ernennen. Die Emissäre und ihre Tätigkeit waren nicht überall willkommen. In Kunar wurden sieben Männer, nachdem sie sich mit Mitgliedern der Kommission getroffen hatten, ermordet. In Ghor wurde Mohammad Rahim wenige Stunden nach seiner Wahl in seinem Haus erschlagen.

Die Stammes- und Kriegsführer wollten um jeden Preis in die Loja Djirga. Wer es wagte, sie daran zu hindern, wurde eliminiert. Hätten die Kommission, die UN und die Wahlhelfer der deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) sich an die aufgestellten Kriterien zur Wahl gehalten, hätten sie fast alle einflußreichen Männer ausschließen müssen. Denn es sollten nur Personen gewählt werden, die keine Verbindung zu terroristischen Organisationen hatten, nicht am Rauschgifthandel, an der Ausplünderung Afghanistans, an Kriegsverbrechen oder an Korruption beteiligt waren und im Wahlkampf weder mit Gewalt noch mit Bestechung gearbeitet hatten.

Der stellvertretende Leiter der Wahlkommission aber mußte berichten: »Alle Warlords, alle Parteien verteilten in den Provinzen eifrig Geld und Waffen, um ihre Leute in die Loja Djirga zu bringen.« Der EU-Beauftragte für Afghanistan sprach von massiven Einschüchterungsversuchen der Kriegsfürsten.

Schließlich saßen sämtliche Warlords und Kommandanten der Mudjahedin im Konferenzzelt. Der Delegierte Safar Mohammed: »Uns wurde gesagt, daß an der Loja Djirga niemand teilnehmen würde, an dessen Händen Blut klebt. Ich bin mir nicht sicher, ob dies eine Loja Djirga oder ein Kommandorat sein soll.«

Überraschend hatten zum Versammlungszelt statt der vorgeschriebenen 1.500 Delegierten, von denen 500 ernannt waren, 1.700 Zutritt erhalten. Die zusätzlichen 200 waren als Stimmvieh für Karsai hereingelassen worden, sicherheitshalber. Den Frauen waren ursprünglich 25 Prozent der Delegierten zugesichert worden, aber nur ein Achtel der Teilnehmer waren Frauen. Als der Delegierte Abdul Nasim aus Kabul die Diskriminierung der Frauen »unislamisch« nannte, mußte er vor Morddrohungen ins nächstgelegene Uno-Büro flüchten.

Nachdem Exmonarch Saher für seine Eröffnungsrede, in der er, wie vereinbart, für die Wahl von Karsai plädiert hatte, mit Beifall bedacht worden war, erklärte sich Karsai zum Präsidenten. Der königstreue Finanzminister Amin Arsala mußte ihn belehren: »Das Volk hat noch nicht gewählt – klatschen heißt nicht wählen.«

Schon am zweiten Tag kam es im Zelt zu Handgreiflichkeiten. Siebzig Delegierte zogen aus, weil auf die wichtigen Entscheidungen bezüglich der Kandidatenauswahl für die Präsidentschaft und für die Mitglieder der künftigen Regierung keinerlei Einfluß mehr zu nehmen war. »Eine plumpe amerikanische Aktion«, nannte die »New York Times« die Art und Weise, wie Karsai zum Präsidentenkandidaten bestellt wurde. Nach sieben Tagen hatte die Versammlung ihren Tiefpunkt erreicht. Nicht einmal mehr zehn Prozent der Delegierten hörten den Reden zu. »Hier zu sitzen ist Zeitverschwendung«, sagte Mohammad Saber Naseri aus der südlichen Provinz Sabul.

Hamed Karsai hatte, entgegen den Petersberger Vereinbarungen, selbst ein Übergangsparlament nominiert, um den in 18 Monaten vorgesehenen »freien« Wahlen zur Bildung eines Parlaments ein wenig vorzubauen. Schließlich wurde er dann auch noch zum Präsidenten gewählt. Bei der Wahl waren 24 Stimmen mehr abgegeben worden, als Delegierte anwesend waren. »Das Beste, was wir getan haben«, erklärte der frisch gewählte Präsident, »ist der Kampf gegen den Terrorismus.« Freilich müsse man zwischen Taliban und Terroristen unterscheiden. Und als der Ultra-Islamist Abdul Rasul Sayaf, der im Vorfeld der Loja Djirga mit Karsai Verhandlungen geführt hatte, die Einführung des islamischen Rechts der Scharia forderte, stimmte Karsai zu.

Dann wurde die Beute verteilt. Die Monarchisten verloren den Posten des Finanzministers an den engsten Berater Karsais, den ehemaligen Mitarbeiter der Weltbank, Ghani Ahmadsai. Neben dem Informationsminister Rahim Machdum blieb nur Amin Farhang, ein Schwiegersohn von Saher Shah, als Wiederaufbauminister übrig. Die Nordallianz mußte das Innenressort an den aus den USA importierten Tadj Mohammad Wardak abgeben. Während der Sohn des Warlords von Herat, Ismael Chan, wieder einen Ministerposten erhielt, war von General Dostum, vormals Stellvertreter des Verteidigungsministers, nicht mehr die Rede. Es scheint so, als wollten die USA ihn loswerden. Auch die Frauenministerin wurde ihr Amt los – die Fundamentalisten wollen es nicht wieder besetzen.

Entgegen dem Petersburger Abkommen hat Karsai und nicht die Loja Djirga einflußreiche Mudjahedinfürsten wie den Verteidigungsminister Qasem Fahim und Karim Chalili zu seinen Stellvertretern berufen; den dritten seiner Vize, den Gouverneur von Nangrahar, Abdul Kadir, wurde er gleich nach seiner Ernennung wieder los – auf milieuübliche Weise: durch Mord. Oberster Richter wurde Mullah Fasel Hadi Schinwari, ein gefürchteter Anhänger der Scharia.

»Die Loja Djirga ist hier, aber die Entscheidungen werden woanders getroffen«, beschwerte sich die Delegierte Rahima. »Wir sind doch nicht zum Essen hierhergekommen«, schimpfte Schaich Sada.

Präsident Karsai hat die im Exil lebenden afghanischen Fachkräfte aufgefordert, bald in ihre Heimat zurückzukehren. Ein paar Hundert sind seinem Ruf gefolgt, 150 von ihnen sind spurlos verschwunden. Dafür wurde das auf Eis gelegte Pipelineprojekt von Mittelasien über Afghanistan zum indischen Ozean wiederaufgenommen und ein Vertrag geschlossen, der den USA die Nutzung der afghanischen Militärbasen für die nächsten hundert Jahre erlaubt. Die Demokratie, die größte der Welt, funktioniert.

Matin Baraki lehrt Internationale Politik an den Universitäten Marburg, Gießen und Kassel

Konkret 08/02, S. 22

Günther Jacob

Israel ist unser Unglück

Antiisraelismus nach dem 11. September: Der erste manifeste Antisemitismus, der den Holocaust nicht mehr leugnen muß

In Deutschland und einigen anderen Staaten stehen antisemitische Äußerungen und die Leugnung der Judenvernichtung unter Verbot. Für die Nachfolgestaaten des »Dritten Reiches« war dies Bedingung ihrer – zunächst eingeschränkten – Souveränität. Die öffentliche Relativierung oder gar Rechtfertigung der Entrechtung, Enteignung, Deportation und Ermordung der Juden wurde dadurch zwar nicht unmöglich gemacht, aber behindert.

Das Verbot antisemitischer Äußerungen hat dazu geführt, daß der Antisemitismus neue Sprechräume, Sprechweisen und symbolische Praktiken erfand – zu studieren an Jörg Haider, der es versteht, den Nationalsozialismus zu loben und Juden zu schmähen, ohne dafür juristisch belangt werden zu können – zum Beispiel so:

Daß es möglich war, unsere Heimat aus den Trümmern des Krieges wiederaufzubauen und zu materiellem Wohlstand zu führen, ist dieser Kriegsgeneration zu verdanken – einer Generation, die ständigen Verunglimpfungen ausgesetzt ist. Das Soldatentum wird in bestimmten Kreisen beschimpft und besudelt.

Die Wut, daß man »nicht alles sagen kann« vereint Haider und sein Publikum. Im Konkurrenzkampf um die Macht sucht er das Bündnis mit dem völkischen Mob, der den Repräsentanten der Staatsräson einen undemokratische Umgang mit dem Volkswillen vorwirft. Die Verhöhnung der Opfer des Holocaust und des Vernichtungskrieges in dieser und anderen Reden Haiders (etwa über die »ordentliche Beschäftigungspolitik im Dritten Reich«) wird hier als ein Spiel mit Bekenntnissen, Verleumdungen, Distanzierungen und der Empörung über den »Verdacht« und die »Mißverständnisse« inszeniert, wobei zugleich neue Räume des wieder Sagbaren ausgelotet werden. Solch indirektes Sprechen ist eine der charakteristischen Äußerungsformen des Antisemitismus nach Auschwitz – nicht nur auf der extremen Rechten. Im liberalen Berliner »Tagesspiegel« kommentiert der Redakteur Harald Martenstein den Aufsatz »Wieder einmal allein« von Richard Chaim Schneider so:

»Wieder einmal allein« hieß vor ein paar Tagen ein Text in der »Süddeutschen«. Der Titel sagt alles. Viele Israelis und deutsche Juden klagen, im Zusammenhang mit der Israel-Berichterstattung in Deutschland, über Antisemitismus. Kritik an der israelischen Regierung und der israelischen Politik sei selbstverständlich erlaubt, heißt es dann meistens. Aber wo genau verläuft die Grenze zwischen legitimer Kritik und antisemitischer Schmähung? Das wird nie gesagt. Ist es antisemitisch, zu sagen: »Israel verletzt die Menschenrechte«? Obwohl man es im israelischen Fernsehen sehen kann?

Nicht nur in Israel, auch in Deutschland ist die Erinnerung an den Holocaust heute ein Teil der Staatsraison. Man kann nicht Deutscher sein, man kann in Deutschland nicht aufwachsen, ohne sich immer wieder dieses finsteren Erbes bewußt zu werden ... Aber die Deutschen von heute haben auch ein Recht darauf, daß man sie nicht mit ihren Großeltern oder Urgroßeltern verwechselt. Schuld vererbt sich nicht. Täter zu sein, Opfer zu sein – liegt das etwa in den Genen eines Volkes? Wer das behauptet, ist ein Rassist. Deswegen ist es infam, leichtfertig mit dem Vorwurf des Antisemitismus umzugehen. ...

»Wieder einmal allein«: Dieses »wieder« stellt eine Verbindung her zwischen den Verbrechen an den Juden und der heutigen Situation in Israel und Palästina ... Im Fernsehen hat Paul Spiegel, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, sich zu der Idee des Bundeskanzlers geäußert, deutsche Soldaten an einer Friedenstruppe im Nahen Osten zu beteiligen. Diese Idee ist wahrscheinlich nicht besonders gut – aber wie begründete Spiegel seine Ablehnung? Er sagte, der Holocaust sei »erst« 57 Jahre her, man könne den »Anblick« deutscher Soldaten (in UN-Uniformen!) den noch lebenden Naziopfern nicht zumuten. Es sind Zwanzigjährige, über die da geredet wird. Sie haben niemandem etwas getan, aber ihr »Anblick« ist unzumutbar. Weil sie Deutsche sind.

»Man darf ja gegen die Juden heute nichts sagen.« Das ist das gemeinsame antisemitische Phantasma des Nazis und des Liberalen. Beide machen aus dem Verbot antisemitischer Äußerungen ein antijüdisches Argument. Anders als Haider billigt Martenstein jedoch die Erinnerung an den Holocaust und die Anerkennung des Existenzrechtes Israels als Bestandteile der Staatsraison. Für den Liberalen ist die Verurteilung des Nazi-Antisemitismus geradezu die Voraussetzung einer Kritik an Israel. Die Frage nach der Grenze zwischen legitimer Kritik und antisemitischer Schmähung stellt er, trotz der damit verbundenen Suggestion einer Allmacht der Juden, in der Überzeugung, daß das vereinte Deutschland sich durch die »Bewältigung der Vergangenheit« inzwischen das Recht auf Kritik an Israel erworben hat.

Der moderne Antiisraelismus unterscheidet sich vom älteren Antisemitismus durch sein Bekenntnis zur Wahrheit von Auschwitz. Statt mit den historischen Fakten zu feilschen wie die Revisionisten, zielt er auf die Isolierung der Ereignisse und ihre Neuinterpretation – nach dem Modell: »Die deutsche Besatzungspolitik in Polen erklärt teilweise die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung und die damit einhergehenden Übergriffe, aber sie rechtfertigt sie nicht. Unter Historikern ist es

selbstverständlich, daß der Zusammenhang aus Besatzung und Vertreibung zur Erklärung, nicht aber zur Entschuldigung dient« (Dokumentation der Konferenz: Gedächtnis – Deutsche und Polen im Gedenkjahr 1995).

Die auf diesem Boden entstandene »Vergangenheitsbewältigung« neuen Typs, die stolz auf ihren Standortvorteil verweist (»Es kommt nicht häufig vor, daß Völker sich ihren eigenen Verbrechen stellen. Im internationalen Vergleich kann sich da Deutschland durchaus sehen lassen«, sagt der Historiker Hans-Ulrich-Wehler), findet schließlich in der Israelkritik ein Feld, auf dem die nun beanspruchte ethische Wahrhaftigkeit gegen jene ausgespielt werden kann, die dieser Inszenierung mit ihrer ganz anderen Erinnerung immer noch im Wege stehen. Es war daher abzusehen, daß mit dem scharfen Ton der neuen Selbstgerechtigkeit auch die Metaphern des primären Antisemitismus in den öffentlichen Raum zurückkehren würden – verkleidet als politische Kommentare zur Situation im Nahen Osten.

Der neue Antiisraelismus hat eine lange Vorgeschichte. Weder wurde er geplant, noch ist er ganz spontan entstanden. Er erwuchs aus dem nie aufgegeben Streben nach Relativierung der deutschen Schuld und dem Willen, als »normale« Nation anerkannt zu werden. Seine wichtigsten Stationen waren:

1. Die »Arisierung« der Erinnerung

Mit der Wiedervereinigung endete die Zeit der »Verdrängung« genannten offenen Abwehr von Schuldvorwürfen. Statt nur monoton immer wieder einen Schlußstrich zu verlangen, begann man sehr eigenwillige deutsche Lehren aus dem Holocaust zu ziehen. Die Avantgarde stand auch diesmal links: Schon in den frühen achtziger Jahren hatten Feministinnen die BDM-Lieder singenden Mütter und Großmütter als Opfer des Nationalsozialismus, des Krieges und der Besatzung identifiziert. Zugleich entstand die sogenannte Väterliteratur (etwa Christoph Meckels *Suchbild. Über meinen Vater*), die den Vernichtungskrieg durch Themenwechsel entwirklichte, durch die Klage, Opfer der Vätergeneration geworden zu sein.

Antirassisten entdeckten in Türken und Muslimen die Juden von heute. Indem man »Jude« zum Synonym für alle Minderheiten machte, brachte man die wirklichen Juden zum Verschwinden. Aus ihren wirklichen Verfolgern wurden erst »Zeitzeugen« und »Überlebende des Zweiten Weltkrieges« mit allen ihren hochinteressanten »Erinnerungen, die vorher kaum einer hören wollte« (Wehrmachtsaussteller Jan Philipp Reemtsma) und schließlich Opfer: »Auch ich habe mich gefragt, ob mein am 30. Dezember 1941 vor Moskau gefallner Vater wußte, wessen Opfer er war« (Friedrich Kahlenberg in Reemtsmas »Mittelweg«).

Die Deutschen fanden heraus, daß man mit Juden am besten leben konnte, wenn man sie ins Museum steckte. Jüdische Friedhöfe wurden ausgegraben, Gedenkbücher angefertigt, Denkmäler gebaut, Reisen nach Auschwitz unternommen, die Wehrmachtsausstellung durchs Land geschickt, die Tagebücher von Klemperer besprochen und vieles mehr. Dann kam Goldhagen. Während die »Fachkritik« und Schirrmacher in der »FAZ« vor einer neuen Kollektivschuldthese und Marion Dönhoff vor einer »Neubelebung des mehr oder weniger verstummten Antisemitismus« warnten, war die Mehrheit der Meinungsmacher 50 Jahre nach dem Holocaust bereit, zum Dank dafür, daß Goldhagen der Bundesrepublik attestierte, den Antisemitismus endgültig überwunden zu haben, die häßliche Wahrheit zu akzeptieren, daß die Mörder aus der Mitte der Gesellschaft gekommen waren.

Zumal an diese Einsicht nun mit der Frage »Wie hätte ich damals gehandelt?« angeschlossen werden konnte. Eine neue Rhetorik der Einfühlung ermöglichte den Erben die persönliche Anteilnahme am »Schicksal« der Alten. Verkleidet in die Sprachbilder der »Gedenkkultur« einigten sich die Söhne und Töchter der Tätergeneration hinterm Rücken der Opfer mit ihren Vätern und Müttern.

Bei all dem wurde die auch von Walser respektierte Staatsräson, wonach »kein ernstzunehmender Mensch« Auschwitz leugne, stets beachtet. Das dem Bekenntnis aber unvermeidlich nachfolgende Aufbäumen gegen die Beschränkungen deutscher Beweglichkeit und Begehrlichkeit, folgt einem Muster, das erstmals 1985 in einer Rede Richard von Weizsäckers vorgeschlagen wurde: »Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung«. Dessen Pointe besteht darin, daß der Satz von Israel ben Elieser, dem Begründer des Chassidismus, stammt. Mit diesem Zitat verhält es sich wie mit der Wendung, mit der Deutsche gerne den selbsterfundenen Vorwurf der »Kollektivschuld« kontern: »Wenn alle schuldig sind, ist es keiner.« Hannah Arendt hatte 1964 mit diesem Satz auf Hans Magnus Enzensberger und dessen Behauptung geantwortet, daß »der Faschismus nicht schrecklich ist, weil die Deutschen ihn ausübten, sondern weil er überall möglich ist«. Beide Zitate, das von Israel ben Elieser und das von Hannah Arendt, verändern ihre Bedeutung in dem Moment grundlegend, da sie von Deutschen vereinnahmt werden. In dem einen Fall wird das Erinnern zur Erlösung von Beschuldigungen, in dem anderen wird der Kreis der Verantwortlichen wieder auf »die Nazis« eingeengt.

2. Der Gewinn moralischer Überlegenheit

Die seit dem 11. September verschärften Anklagen gegen Juden und Israel aktualisieren viele alte völkischen Phantasien über jüdische Verbrechen, Kindermorde, verführte Jungfrauen (wie im neuen Walser-Roman), sadistische Exzesse und

internationale Verschwörungen. Jeder dieser antisemitischen Äußerungen geht heute die Beteuerung voraus, daß man sich, politisch korrekt, intensiv mit »KZ und Faschismus« beschäftigt habe. Die »gründliche Aufarbeitung der Vergangenheit« erlaubt es nun, aus einer Position moralischer Überlegenheit mit den Juden Tacheles zu reden – wie Martin Walser, als er 1998 zu Ignatz Bubis sagte: »Herr Bubis, da muß ich Ihnen sagen, ich war auf diesem Feld beschäftigt, da waren Sie noch mit ganz anderen Dingen beschäftigt.«

Andere bevorzugen den indirekten Weg über die Israelkritik. Das bloß metaphorische »Wissen« über den Nationalsozialismus (was etwa »Vernichtungskrieg« zwischen 1941 und 1945 genau bedeutete, will man gar nicht wissen oder schnell wieder vergessen), verbindet sich hier häufig mit wohlfeilen antirassistischen Bekenntnissen (»gegen Rechtsextremismus und AusländerInnenfeindlichkeit«) und kulturalistischem Menschenrechtsimperialismus. Im Kosovokrieg wurde daraus die Relativierung des Holocaust zur »ethnischen Säuberung«, eine Interpretation, die anschlußfähig ist für das deutsche Thema von Flucht und Vertreibung und zugleich eine Thematisierung der »Verbrechen der anderen« ermöglicht. Die »Lehre aus Auschwitz« heißt nun: »Nie wieder wegsehen, wo Unrecht passiert!« (Ministerin Wieczorek-Zeul, SPD), in ihr kommen nicht nur keine jüdischen Opfer deutscher Täter mehr vor, sie adelt auch die Kritik an Israel und die Parteinahme für dessen Gegner als ein Zeichen unbestechlicher Moral.

3. Die Erfindung von »Vergangenheitsbewältigung«

In Wahrheit haben sich die meisten ihre Auseinandersetzung mit der Tätergeneration frei erfunden. Autoren, die damals noch zur Schule gingen, phantasieren in Beiträgen zur »Vertriebenendebatte« öffentlich über Stationen ihres ganz persönlichen Widerstandes gegen die deutsche Kontinuität, der vielleicht nur darin bestand, daß sie in einem dritten Programm eine Wiederholung der »Ermittlung« von Peter Weiss gesehen haben. Die Mehrheit der Jungen weiß bis heute nicht, wo genau im »Osten« die Alten damals eingesetzt waren und was sie dort taten.

Doch die (erfundene) Auseinandersetzung mit der Tätergeneration ist die Lizenz zum Relativieren. »In dieser Breite und Tiefe hat eine aufklärerische Selbstverständigung über die Untaten der nationalen Vergangenheit nirgends stattgefunden. Wer diese offenkundige zivilisatorische Leistung ignoriert, muß sich nach seinen Motiven fragen lassen« schreibt die »Frankfurter Rundschau«, um zur Moral und zeitgemäßen Nutzanwendung zu kommen: »Weil diese Erinnerungsarbeit inzwischen geleistet wurde, kann Deutschland nun auch seine eigenen Wunden zeigen.« Genau diese Wendung war intendiert, als die Leitlinie: »Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung« ausgegeben wurde.

4. Die Umkehrung von Täter und Opfer

Das Bekenntnis zur deutschen Schuld erfolgt in der Plotstruktur des historischen Dramas, eines Genres, dem Identifikation, Katharsis und das »Trauma« eingeschrieben sind. Nach einer Emnid-Umfrage vom Februar plädieren 72 Prozent der Befragten dafür, das Holocaust-Denkmal in Berlin allen Opfern des Nationalsozialismus zu widmen, auch den gefallenen deutschen Soldaten. Diese Gleichstellung von Tätern und Opfern war in Walsers »Friedenspreisrede« im Jahr 1998 noch vor allem gegen »deutsche Bürger jüdischen Glaubens« gerichtet. Inzwischen erprobt sie ihr Potential bevorzugt am »Fall Israel«. Seit Beginn der zweiten Intifada, der Anti-Rassismus-Konferenz in Durban, dem 11. September und der auf die Selbstmordattentate reagierenden »Operation Schutzwall« der israelischen Armee haben die Versuche, Israel als rassistischen und sogar faschistischen Staat zu delegitimieren, ganz neue Dimensionen angenommen. Israel wird zum Land der Täter, Sharon ist Hitler, die Israelis benutzen »Nazi-Methoden«, führen einen »hemmungslosen Vernichtungskrieg«, aus Juden werden Nazis. In der Anwendung von Nazi-Vergleichen kollabiert die Universalisierung des Holocaust zur Generalmetapher für »Rassismus und Menschenrechtsverletzungen«, die sich nun gegen die Holocaust-Überlebenden und ihre Nachkommen wenden läßt.

Stigma der Welt

»Ich wünschte, ihr könntet uns sehen, die Überlebenden und die Soldaten der Israelischen Armee, hier in Sachsenhausen, dem Ort der Vernichtung bei Berlin.«

Ehud Barak am 22. September 1999 in der Holocaust-Gedenkstätte Sachsenhausen

Mit seiner Gründung am 14. Mai 1948 wird Israel zum Staat »der Juden«, der alte »innenpolitische« Antisemitismus bekommt eine neue außenpolitische, die alte »ethnische« Grenzziehung zwischen Juden und Nichtjuden eine geopolitische Dimension.

Die »ethnische« Grenzziehung zwischen Juden und Nichtjuden hat mit Israel ein geopolitisches Objekt erhalten und den Antisemitismus zunächst um die Facette des Antizionismus und schließlich des (explizit geopolitisch agierenden)

Antiisraelismus erweitert.

Dem »Wir-Kollektiv« der Deutschen ermöglichte die Gründung Israels eine als entlastend wahrgenommene staatliche Gleichstellung, ganz abgesehen von der (auch philosemitisch formulierten) Erleichterung darüber, daß dadurch noch weniger Überlebende nach Deutschland zurückkehrten und man Hunderttausende nach 1945 in Deutschland lebenden jüdische »Displaced persons« los wurde.

Mit den zu Israelis gewordenen Juden ließ sich zunächst viel »unbefangener« verkehren als mit den »deutschen Bürgern jüdischen Glaubens«. Und nicht nur unbefangener: An Israel wurden besonders strenge moralische Maßstäbe angelegt – sei es, um die eigene Moral zu heben, sei es, um Kritik an Deutschland und dem deutschen Umgang mit dem Judenmord zu kontern.

Aber erst nachdem man die Möglichkeiten einer legitimen, über den Verdacht des Antisemitismus erhabenen und mit Erinnerungskultur geadelten Kritik jüdischen Verhaltens an innenpolitischen Debatten erprobt hatte, zeigte sich anläßlich der Al-Aksa-Intifada, daß die »politische« Kritik an Israel weitaus effektiver, in der Form »unideologischer« und daher konsensfähiger ist. Am 11. September 2001 wurde mit der Formel von der »Spirale der Gewalt« schließlich das einprägsame Bild gefunden, dem zufolge Israel der Ausgangspunkt einer Entwicklung ist, an deren anderem Ende das World Trade Center explodierte, der Afghanistankrieg begann und überhaupt die Welt aus den Fugen geriet. Seit dem 11. September werden jüdische Menschen und Einrichtungen überall in Europa zu Zielen des Protests gegen die Politik Israels. Die Grenze zwischen Antisemitismus und Antizionismus ist endgültig gefallen.

Israel und die Juden der Diaspora sind nicht die Ursache der vielen politischen und militärischen Auseinandersetzungen seit dem Zerfall des Ostblocks, aber sie werden, wie Jonathan Rosen in der »New York Times« schrieb, »auf mysteriöse und verstörenden Weise hier ins Zentrum gerückt« – entsprechend dem Bild, das vor allem der nationalsozialistische Antisemitismus von den Juden »wahr gemacht« hat.

Die wachsenden Auseinandersetzungen zwischen Europa und den USA, die europäische, russische und arabische Unzufriedenheit mit der amerikanischen Dominanz – für all das wird Israel verantwortlich gemacht. Obwohl es an Krisenherden auf der Welt nicht mangelt, wird der »Nahostkonflikt« zum Konflikt der Konflikte stilisiert. »Objektiv« ist er das keineswegs. Die Auseinandersetzungen zwischen Israel und den Palästinensern haben die Welt nicht immer in diesem Ausmaß interessiert. Als es den Ostblock noch gab und Israel zum Westen gehörte, hätte eine Skandalisierung »israelischer Untaten« bei den bürgerlichen Parteien Europas keine Chance gehabt. Jetzt aber sieht man in Europa die Möglichkeit, die USA, mit denen man sich noch nicht direkt anlegen kann, an einem schwachen Punkt zu treffen und mittels verdeckter Anklage der dortigen »jüdischen Lobby« in den USA selbst antisemitische Stimmungen zu fördern, den innergesellschaftlichen amerikanischen Konsens aufzuweichen, den Konkurrenten also zu schwächen.

Am 12. September 1944 schrieb Max Horkheimer an Isaac Rosengarten, daß die Juden von ihren Gegnern »zum Brennpunkt der Weltgeschichte« und zum »Stigma der heutigen Welt, deren Ungerechtigkeit geballt auf den Juden lastet«, gemacht werden. Jetzt ist es Israel, das in ein metaphysisches Zentrum der Weltkonflikte gestellt wird. Wie damals die Juden, ist heute Israel der Unruhestifter, der die Welt in dramatische Konflikte oder gar in den nächsten Weltkrieg hineinzieht. Israel ist das Symbol für die »Globalisierung«, die Ungerechtigkeit auf der Welt. Israelkritik wird zu einer bestimmten moralischen Perspektive auf die Welt. Mit der Stellung zu Israel können Freund und Feind sofort und eindeutig unterschieden werden. Erst durch diese symbolische Funktion erhält die Israelkritik – von links bis rechts – ihre Dynamik und Leidenschaft, fegt sie in kürzester Zeit moralische und politische Barrieren hinweg, die angesichts der Erinnerung an den Holocaust ein halbes Jahrhundert lang galten.

Deutschland normal

»Du sollst nicht morden«

(Vorschlag des Theologen Richard Schröder, SPD, für eine Inschrift in hebräischer Schrift am Holocaust-Mahnmal in Berlin)

Der demokratische Rechtsnachfolger des »Dritten Reiches« hat den Nachweis erbracht, daß man einen Massenmord relativ folgenlos begehen kann. Daß Deutschland nach all dem Grauen in kurzer Zeit wieder reich und mächtig wurde, erfüllt seine Bürger mit Genugtuung und ist zugleich Quelle endloser Normalisierungs-Vorhaben. Die Normalisierung hat seit der politischen Veränderung von 1989/90 Rückenwind. Deutschland ist ein normaler in die EU eingebundener Nationalstaat wie andere auch. »Zum erstenmal, seit Ernst Moritz Arndt die Frage stellte: ›Was ist des Deutschen Vaterland?‹ kann diese Frage sehr schlicht beantwortet werden: Dieses Land ist es« (Johannes Gross). Die Details werden durch Angriffe auf jene, die nicht dazugehören wollen oder sollen, geregelt.

Im Januar 1996 wurde erstmals die Möglichkeit einer Stationierung deutscher Soldaten als Teil einer Uno-Friedenstruppe auf den Golanhöhen sondiert. Mitte 1998, die Klagen von Zwangsarbeitern vor US-Gerichten gegen deutsche Konzerne wurden im deutschen Feuilleton mit Kritik an der »Holocaust-Industrie« der USA gerächt, entdeckte die »FAZ« ein besonderes Defizit: »Es gibt bis heute keine literarische Verarbeitung der Vertreibung: die Literatur weiß nichts von den Okkupationsjahren des Ostens durch die Rote Armee«.

Im Frühjahr 1999 zog der Bundestag in den Reichstag und die Bundeswehr in den Angriffskrieg gegen Jugoslawien, dessen Regierungssystem Joschka Fischer als »eine rohe, barbarische Form des Faschismus« charakterisierte. Einigen israelischen Politikern fiel schon damals auf, daß hier Argumente gesammelt wurden, die sich gegen Israel wenden ließen: daß Jugoslawien »ein künstlicher Staat« sei, daß »der ethnische Konflikt sich nur von außen lösen läßt« und daß »Deutschland wegen seiner Geschichte eine besondere Verantwortung hat«. Im April 2000 brachte Deutschland vor der UN-Menschenrechtskommission in Genf einen Antrag ein, der Israel aufforderte, den Ausbau von Siedlungen zu stoppen.

Früher hatte, wie Adorno bemerkte, vor allem der gemeinsame westdeutsche und westliche »Widerstand gegen den Osten in sich selbst eine Dynamik, welche das in Deutschland Vergangene erweckt«. Heute ist es der Widerstand gegen das israelisch-amerikanische Bündnis, der in Deutschland das Vergangene erweckt.

»Judenangelegenheiten«

»*Stellen wir uns vor, Deutschland wäre nicht besetzt, dann wären Pogrome an der Tagesordnung«* (Jüdisches Gemeindeblatt Wuppertal, Mai 1947)

Bis zur Vereinigung hatten Juden in der DDR und der BRD trotz etlicher Übergriffe das Gefühl, relativ unbehelligt leben zu können. Die eingeschränkte Souveränität und die Anwesenheit der Siegermächte empfanden sie als einen gewissen Schutz. In den ersten fünf Jahren nach der Wiedervereinigung sind mehr jüdische Friedhöfe verwüstet worden als in den Jahren zwischen 1914 und 1933.

Dirk Walter berichtet in dem Buch *Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik*, daß jüdische Bürger sich in der Öffentlichkeit tarnen mußten. Die Kippa wurde durch Baskenmützen ersetzt, man stutzte sich den Bart nach Art des Prinzregenten, um »visuell« nicht als »Jude« aufzufallen. Zeitweise konnten die Juden darauf zählen, daß das Bürgertum den Radauantisemitismus als Gefährdung der allgemeinen Ordnung ablehnte. Auch die von jüdischen Verbänden organisierte juristische Verfolgung der Täter brachte einige Erfolge. Wirkliche Solidarität erfuhren die Verfolgten aber nur, wenn Antisemitismus vom linken Lager als Angriff auf die Republik und die Errungenschaften der Revolution wahrgenommen wurde.

Davon ist heute in Deutschland nichts zu sehen. In den jüdischen Gemeinden herrscht Angst, aber die »Zivilgesellschaft« wird deshalb nicht tätig. Kaum ein Jude traut sich, mit einer Kippa auf dem Kopf durch die Straßen zu gehen. Juden und Jüdinnen, die sich in einem als jüdische Einrichtung erkennbaren Gebäude versammeln, fühlen sich notwendigerweise gefährdet.

Die Juden in Deutschland sind einerseits Objekte einer antisemitischen Kriminalität, zu der die »Zivilgesellschaft« schweigt, und erfahren zugleich eine moralische Abwertung zu Parteigängern israelischer »Menschenrechtsverletzungen«. Den Schutz des Rechts auf Unversehrtheit soll ihnen der Staat gewähren, an den man in Deutschland »Judenangelegenheiten« schon immer gerne delegierte. Die Weigerung der sonst für alles zuständigen »Zivilgesellschaft«, sich selbst schützend vor diese in Deutschland am meisten bedrohte Minderheit zu stellen, ist reales schuldhaftes Handeln; die Unterlassung von Protest und Gegenwehr bei gleichzeitiger Agitation gegen Israel ist Antisemitismus. Antirassistische Gruppen bilden Aktionskomitees, wenn Übergriffe zum Beispiel gegen afrikanische Flüchtlinge bekannt werden. Ein Komitee zum Schutz jüdischer Personen und Einrichtungen gibt es nicht.

Die Attacken von Möllemann, Walser oder Blüm und die ihnen entgegengebrachte offene oder halblaute Zustimmung zeigen, daß der neue Antiisraelismus kein Import aus dem arabischen Raum ist. 1933 gab es elf Millionen Juden in Europa. Heute eine Million. Der von Deutschland mit Hilfe nicht weniger Kollaborateure in Europa durchgesetzte eliminatorische Antisemitismus war der entschlossenste auf der ganzen Welt. Der Antisemitismus war seither in ganz Europa immer präsent. Inzwischen begleiten Gewalt gegen Juden, literarisch ausagierte Mordphantasien und Holocaust-Vorwürfe gegen Israel die Bemühungen um Konsolidierung und Erweiterung einer von Deutschland dominierten, überwiegend pro-arabischen EU.

Die Verfasser des Antisemitismus-Jahresberichtes der Universität von Tel Aviv und des Jüdischen Weltkongresses sind sich einig: Seit dem Zweiten Weltkrieg gab es in Deutschland und Europa keine derartige Welle antijüdischer Umtriebe mehr. »Mit einem Mal ist es legitim geworden, Juden zu hassen, und den Juden und Israel alle Probleme der Gesellschaft anzulasten. Je weiter die Krise eskaliert, desto mehr wird Israel in Europa zum Ausgestoßenen – und plötzlich werden wieder Synagogen in Brand gesetzt.«

Günther Jacob schrieb in KONKRET 6/02 über die Gründung der Bundeskulturstiftung

Konkret 08/02, S. 26

Netanel Schwarz, Gaston Kirsche

»Ohne Israel würde kein Jude hier leben ...«

Netanel Schwarz, 30, Mitglied der jüdischen Organisation norddeutscher Studenten, ein ganz normales Mitglied der Jüdischen Gemeinde Hamburg, über ganz normale Erfahrungen mit ganz normalen Landsleuten
KONKRET-Interview

KONKRET:_Wie geht es einem Mitglied der Jüdischen Gemeinde in diesem Sommer in Deutschland?

Schwarz: Es gibt in der Gemeinde so gut wie niemanden, der nicht Familie oder Freunde in Israel hat. Es überrascht deshalb nicht, daß alle mehr oder weniger Angst haben. Die Israelis haben gelernt, ihre Angst hinter einem noch funktionierenden, angeblich normalen Alltagsleben zu kaschieren. Wir in Deutschland jedoch nicht. Wir leben ja nicht in der Situation, morgens im Bus jeden einsteigenden Fahrgast nervös abzuscannen – um zu entscheiden: »Bleibe ich sitzen oder springe ich lieber schnell raus.«

In Israel habe ich diese Angst jeden Tag erfahren. Die meisten Leute haben keine Vorstellung davon, was es bedeutet, mit der Möglichkeit zu leben, daß nahe Angehörige – Kinder, Eltern, Partner und Freunde beim Einkaufen, beim Pizza-Essen, auf dem Spielplatz, auf der Fahrt nach Hause, auf dem Weg zur Arbeit, in der Disko, auf dem Schulhof, eigentlich überall – jederzeit Opfer eines Selbstmordanschlags werden können.

Als ich im August in Israel war, bin ich selbst fast in einen Anschlag geraten. Es war in der *rush hour*, morgens um 7 Uhr, als ein geparktes Auto am French Hill, Jerusalem, gegenüber einer Schule explodierte. Die Druckwelle erreichte uns in der Synagoge, in der ich war, aber da dort nichts zu Bruch ging, machten die Israelis einfach nur die Fenster zu, um den Lärm der Polizei- und Feuerwehrsirenen zu dämpfen, und beteten weiter. Dieses »sich hart und dicht machen« der Israelis ist verständlich. Gesund ist es wahrscheinlich nicht. Die Zahl psychischer Erkrankungen in Israel ist massiv gestiegen.

Es gibt kaum einen Juden, der nicht persönlich, emotionell oder einfach durch sein Judesein, vielleicht auch nur sehr indirekt, mit diesem Konflikt zu tun hat. Alles andere ist Selbstbetrug.

Was hältst du von der Berichterstattung in Deutschland über Israel?

Die Reaktionen deutscher Medien und der Bevölkerung auf die Situation in Israel seit der Intifada und den Folgen haben die Grenzen des Erträglichen längst gesprengt. Vor kurzem war ich auf einer Veranstaltung mit einer Referentin von einem israelischen staatlichen Touristenbüro. Sie erzählte von dem Versuch, mit acht Pressesprechern von der israelischen Botschaft eine Story in die Medien zu bekommen über eine Frau, die bei dem Anschlag in Netanya am Seder-Abend beide Kinder und ihren Mann verloren hat. Sie entschied sich, gesunde Körperteile ihres Mannes für eine palästinensische Frau zu spenden und rettete dieser Araberin das Leben. Die Medien lehnten allesamt die Geschichte ab: So etwas interessiere niemanden. Es ist offensichtlich Konsens, über Israelis nur Negatives zu berichten.

Ein Zeichen von Antisemitismus?

Seit Beginn des Aufstandes und der Terrorwelle gegen israelische Zivilisten ist eine Zunahme des Antisemitismus zu spüren, weltweit. Hier in Deutschland hat das noch mal ein paar besondere Zwischentöne. Es setzt sich bei mir und anderen Juden, die ich kenne, mehr und mehr der Eindruck durch, daß sich am Antisemitismus eigentlich nur die Vorzeichen geändert haben. Früher hieß die Losung der Antisemiten: »Juden ab nach Palästina!« Heute heißt sie: »Juden raus aus Palästina!«

Man liest und hört überall, das Existenzrecht Israels sei in Deutschland eine Selbstverständlichkeit.

Nein. Das Existenzrecht Israels wird immer vehementer bestritten, es wurde von vielen noch nie wirklich akzeptiert. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich in den letzten Monaten von Nichtjuden in eine Position gedrängt wurde, in der ich mir plötzlich wie ein Sprecher der israelischen Regierung oder der Armeeführung vorkam. Das bin ich nicht, das will ich nicht sein. Wie kommt es aber, daß man sich als Jude – und so geht es eigentlich allen jüdischen Freunden – immer wieder rechtfertigen muß? Ich sitze mit Leuten im Café und irgendwer hört aus unserem Gespräch heraus, daß ich jüdisch bin. Er fragt: »Gibt es denn hier überhaupt eine Synagoge in Hamburg?« Ja, sage ich, in der Hohen Weide. Nächste Frage: »Wann, meinst du, setzt Israel denn die Atombombe ein?«

Ich diskutiere mit jemandem über das Verhältnis von Juden zum Christentum. Ich sage, daß Juden nicht nur aus religiösen Gründen mit dem Christentum Schwierigkeiten haben, sondern auch wegen der Geschichte. Wegen Verfolgung, Inquisitionen und Kreuzzügen ist das Kreuz für uns kein Symbol der Befreiung, sondern der Unterdrückung. Antwort: »Ach, hör doch auf. Was die Juden den Palästinensern antun, ist doch mindestens genauso schlimm.« Was ist das für eine Antwort? Was hat sie mit der Frage zu tun, was ich als Jude über die Kirche denke? Relativiert das, was in Israel heute passiert, die Verbrechen der Kreuzzüge? Was ist das überhaupt für ein Geschichtsbild? Wie kann es angehen, daß man in Deutschland mit halbwegs gebildeten Menschen auf so einem Niveau reden muß?

Du bist zu der Demonstration »Solidarität mit Israel« nach Berlin gefahren. Hast du auch von der Demo am Vortag, »Palästina muß leben«, etwas mitbekommen?

Ich kam erst am nächsten Tag an. Eine Journalistin fragte mich, ob ich wegen dem, »was gestern passiert ist«, Angst hätte. Ich wußte da aber noch gar nichts von der Demo und mußte mich erst informieren. Sie soll ziemlich scheußlich gewesen sein. Vor ein paar Jahren hätte ich es noch nicht für möglich gehalten, daß ein breites Bündnis von linken Deutschen mit Hamas zusammen gegen Israel aufmarschiert. Wie ist das möglich? Wo doch das politische Ziel der palästinensischen Terroristen heißt: »Vernichtet Israel und tötet jeden Juden, wo ihr ihn trefft!« Daß die Antiimps zusammen mit Pro-Hamas-Leuten demonstrieren, überrascht mich natürlich nicht. Es gab schon in den Achtzigern die Antiimp-Parole an der Hafenstraße: »Boykottiert ›Israel‹!« Israel in Anführungsstrichen. Ich finde es allerdings bedenklich, daß an diesen Demos ein viel breiteres linkes Bündnis teilnimmt. Da gehen Linke ganz ohne Bedenken auf Demonstrationen, wo gerufen wird: »Wir wollen keine Judenschweine!« und Kindern Sprengstoffattrappen umgebunden sind.

Und die andere Demonstration?

Die war ein Erfolg, auch wenn sie recht klein war. Es ist sehr wichtig, daß es nicht-jüdische Organisationen gibt, die den Konsens des antisemitisch gefärbten Antizionismus nicht mitmachen. Und zwar andere Gruppen als die Partei Bibeltreuer Christen, wenn's geht!

Eine Minderheit in der deutschen Linken setzt einen Einsatz gegen Antisemitismus und für Israel mit einer bedingungslosen Unterstützung Sharons und Netanjahus sowie der USA gleich. Was hältst du davon?

Was heißt denn bedingungslos? Die Linke macht sich Sorgen, sie könnte versehentlich bedingungslos Sharon und die USA unterstützen? Ich wäre froh, wenn es ein bedingungsloses Einverständnis gäbe gegen Antisemitismus und gegen Terror als Mittel von Politik. Dazu gehört, daß man das Existenzrecht Israels anerkennt und sich von islamistischen oder sonstwie extremistischen Gewalttaten gegen Israel und die Juden distanziert, sich von Demonstrationen, wo solche Gruppen mitmachen, und von Veranstaltungen, wo die Israelfahne verbrannt wird, fernhält. Das würde ich von einem halbwegs reflektierten deutschen Linken erwarten. Aber nicht, daß er amerikanische Aktien kauft, McDonald's-Fahnen schwenkt oder sich Ariel Sharon aufs T-Shirt druckt.

Andere lehnen sowohl Solidarität mit den Palästinensern als auch Solidarität mit Israel ab.

Ich kann nachvollziehen, daß es Leute gibt, die nicht genau wissen, wie sie sich verhalten sollen. Sie befürchten, einer Seite zu einfach Recht zuzusprechen oder sich für irgendeine Propaganda mißbrauchen zu lassen. Bei vielen selbsternannten »Freunden Israels«, die angeblich ihre Kritik an Israel nicht mehr zurückhalten können oder beharrlich schweigen, ist oft nicht zu erkennen, wo da jemals der »Freund« gewesen sein soll. Zur Zeit läuft im »Stern« eine Serie über die historischen Hintergründe des Konflikts im Nahen Osten unter dem Titel: »Wem gehört das Heilige Land?« Die Frage wird schon auf der Titelseite beantwortet: »Der ewige Kampf um Palästina«. Palästina also! Und so geht auch die Serie: Das Problem sind die Juden.

Hat Möllemann den Antisemitismus salonfähig gemacht?

Nicht Möllemann, sondern die anderen FDP-Größen, also alle die Parteimitglieder der FDP, die geschwiegen haben oder sich indifferent äußerten. Möllemann hat gesagt, Friedmann und Sharon seien verantwortlich für Antisemitismus. Mit anderen Worten: Die Juden selbst sind verantwortlich dafür, wenn man sie haßt. Weil jemand Friedmann arrogant findet, kann er mir auf die Fresse hauen, weil ich Jude bin! Ich habe keine Entschuldigung von Möllemann erwartet. Wer so denkt, kann sich nicht entschuldigen, der ist Antisemit.

Interessant finde ich die Frage: Will die FDP mit Antisemitismus Wahlkampf machen? Der nordrhein-westfälische Landesverband hat diese Frage mit einem deutlichen »Ja« beantwortet. Möllemann ist top, und Karsli soll ein bißchen bei wahlberechtigten Muslimen werben. Das ist übrigens eine Beleidigung für alle Muslime in Deutschland. Das unterstellt, die Muslime seien alle Antisemiten, Juden- oder Israel-Hasser. Was nicht stimmt.

Wie kommt es, daß das Vorgehen der israelischen Armee gegen Terroristen weltweit mehr Bestürzung auslöst als Anschläge gegen die Zivilbevölkerung in Israel?

Auf israelischem Gebiet werden schwerste Verbrechen begangen, bei denen es darum geht, so viele Menschen wie möglich in den Tod zu reißen. Doch die meisten Kommentare verlangen von Israel, diesen Terror einfach zu erdulden ohne jegliche Reaktion. Wenn morgens ein vollbesetzter Bus in der Grindelallee in die Luft fliegen würde, wenn von Norderstedt aus auf Wohnhäuser in Hamburg Mörsergranaten geschossen würden, käme dann jemand auf die Idee, von »Vergeltungsanschlägen« zu reden, wenn die Polizei ihre Arbeit tut? Was hat es mit der Heftigkeit solcher Reaktionen auf sich?

Gerade die Linke sollte wissen, mit welcher Brutalität der bundesdeutsche Staat gegen seine Gegner vorgegangen ist. Und die RAF war niemals eine Bedrohung für die Zivilbevölkerung! Auch gegen Atomkraftgegner gab's die volle Härte der Staatsgewalt, und das waren Demonstranten, keine Aufständischen!

Ein Höhepunkt solcher höchst bedenklichen, eher beleidigenden Kommentare war neulich eine Aussage eines Reporters auf NDR 4. Es war kurz nach dem Massaker bei einer Bar-Mitzwah-Feier, bei dem der Attentäter wahllos eine Reihe von Leuten über den Haufen schoß. Die Frage aus dem Studio: »Unternimmt Arafat wirklich genug gegen den Terror?« – Antwort des Reporters: »Wieso sollte er? Damit Sharon und seine Siedlerfreunde endlich Ruhe haben?« Das ist purer Judenhaß. Noch ist es politisch nicht korrekt, Juden zu töten, deshalb nimmt man »Siedler«. Der »Siedler« ist in der hiesigen öffentlichen Meinung ein Untermensch.

Und was ist er für dich?

Es ist wahr, daß es leider eine extremistische (aber recht kleine) Siedlerbewegung gibt, die wenig bis gar kein Interesse hat, mit Arabern auch nur halbwegs auszukommen. Aber das ist doch nicht die Mehrheit der Siedler. Es gab Zeiten, da wurde in Israel der Siedlungsbau massiv als Sozialbau gefördert. Menschen, die nach Israel einwanderten, vor allem aus armen orientalischen Ländern, wurden in die billigen Wohnzentren der Siedlungen geschickt. Daß Juden in solchen Siedlungen leben, hat vor allem soziale Gründe. Ist das eine Legitimation, jemanden zu erschießen?

In Israel leben Araber als Staatsbürger mit vollem Wahlrecht. Aber es ist eine weltweit recht etablierte Meinung, daß es in Palästina judenreine Zonen geben müsse. Das kennen wir doch irgendwoher? Das Verbrechen der Menschen, die in diesen Anschlägen sterben, besteht darin, Jude zu sein. Daß allein das Wohnen oder der Aufenthalt eines Juden in einem bestimmten Gebiet wieder als Verbrechen gilt, steht in einer langen, alten Tradition.

Das ist absolut keine Rechtfertigung für irgendein Vorgehen von Israelis gegen Palästinenser, das gegen Menschenrechte verstößt. Ich bin nicht der Sprecher von Sharon. Aber wenn Israel das Recht auf Verteidigung abgesprochen wird, spricht man ihm auch das Existenzrecht ab.

Es gibt viele sehr verschiedene Gründe, wieso Juden nach der Shoa noch oder wieder in Deutschland leben. Aber ohne die Existenz Israels würde kaum ein Jude hier leben, gäbe es keine jüdische Gemeinde in Deutschland. Die Existenz eines jüdischen Staates, in den sie notfalls gehen können, war und ist für viele Juden die Voraussetzung dafür, in Deutschland leben zu können. Daß dieser Staat inzwischen eine Hölle auf Erden geworden ist, ändert daran nichts. Auch ich denke drüber nach, ob ich nach Israel gehen soll.

Die Fragen stellte Gaston Kirsche.

Konkret 08/02, S. 29

Thomas von der Osten-Sacken, Thomas Uwer

»Geborgtes Feindbild«?

Wie kam der Antisemitismus unter die Araber? Per Export aus Europa? Durch Lektüre des Koran? Eine neue Studie gibt Auskunft

Die Stimmung innerhalb der amerikanischen Juden sei, schrieb Leon Wieseltier in »New Republic«, geprägt von »Panik«. Amerikanische Kommentatoren warnen vor einer »Endlösung Phase 2« und Vertreter jüdischer Organisationen in den USA fürchten »einer Bedrohung gegenüberzustehen, die genauso groß, wenn nicht größer ist als die Bedrohung der europäischen Juden in den dreißiger Jahren«.

Von Monat zu Monat erneuern die jüdischen Organisationen ihre Sammlungen antisemitischer Äußerungen aus der arabischen und islamischen Presse. Sie wollen zeigen, daß der nationale Kampf für einen palästinensischen Staat zunehmend verdrängt wird von einem Antisemitismus, der in den Israelis vorrangig die Juden bekämpft. Bislang waren alle Untersuchungen davon ausgegangen, daß der arabische Antisemitismus kein genuin nahöstlicher sei, sondern ein von den Eliten aus Europa »importiertes« Phänomen, dessen Verankerung im Bewußtsein der Massen Geschichte und Tradition der nahöstlichen Gesellschaften entgegenstünden.

Robert Wistrich, Autor des Buches *Der antisemitische Wahn*, hat im Auftrag des American Jewish Committee nunmehr eine neue Studie über den arabischen und islamischen Antisemitismus vorgelegt: »Muslim Anti-Semitism – A Clear and Present Danger«. Angesichts des enormen Zuwachses antisemitischer Schriften und Äußerungen in allen Bereichen des politischen Lebens in den arabischen Staaten, fragt Wistrich nicht mehr ob, sondern wie sich der Antisemitismus im Massenbewußtsein verankern konnte.

Implizit ist die Studie auch eine Kritik an Bernward Lewis, der seit Jahrzehnten die Genese und Wirkung antisemitischer und antizionistischer Propaganda im Nahen Osten erforscht, und in seinem Buch *Treibt sie ins Meer* den arabischen Antisemitismus als einen »Import« aus Europa zu fassen versuchte. Dem hält nun Wistrich entgegen, die vergangenen Jahre hätten deutlich gezeigt, »daß der antisemitische Virus sich tief und in bisher unbekanntem Ausmaß in den politischen Körper des Islam eingefressen hat«.

Der Wandel in ein geschlossenes »genozidales« Wahngebilde, das in Anlehnung an die Nazis die Vernichtung der Juden fordere – und keineswegs »nur« taktisches Instrument im Kampf gegen Israel sei – , hat sich nach Wistrich längst vollzogen. Nicht mehr sei lediglich Israel das Ziel von Vernichtungswünschen, sondern der Haß schließe jetzt vermehrt Juden in der Diaspora ein und ziele vor allem auch auf die USA. Der Antisemitismus habe sich damit von seinem früheren Objekt Israel insofern emanzipiert, als er sich jetzt verstärkt gegen den »großen jüdisch-zionistischen Mastermind« richtet, welcher, wie die jordanische Zeitung al-Dustour erklärte »die Weltwirtschaft, die Medien und die Politik kontrolliert«. Der Ausbruch der sogenannten Al-Aksa-Intifada und der 11. September haben eine Entwicklung lediglich beschleunigt und verstärkt, die sich bereits in den gesamten neunziger Jahren durch die stetige Zunahme antisemitischer Schriften in allen Ländern der arabischen Welt abzeichnete. Die Vollendung dieser Entwicklung belegt Wistrich mit Zitaten wie jenem des Mufti von Jerusalem, der nach den Anschlägen vom 11. September öffentlich erklärte: »O Allah, zerstöre Amerika, weil es von zionistischen Juden beherrscht ist.«

Wistrich beschränkt sich nicht auf die üblichen Verdächtigen, sondern führt vor allem auch unzählige Belege aus Staaten wie Ägypten und Jordanien an, Ländern, die Friedensabkommen mit Israel geschlossen haben und gemeinhin als moderat gelten. Dabei wird offensichtlich, daß sich Islamisten und arabische Nationalisten in ihren Ausführungen nicht grundlegend unterscheiden. Der irakische Präsident Saddam Hussein drohte vergangenes Jahr ebenso mit der Auslöschung des »zionistischen Krebsgeschwürs«, das einem »Aids-Virus gleicht«, wie die iranischen Mullahs, die davon schwärmen, daß nur eine Atombombe reiche, das zionistische Gebilde auszulöschen.

Täglich rufen geistliche wie säkulare Führer in den verschiedensten nahöstlichen Radio- und Fernsehstationen zur Zerstörung und Vernichtung Israels und der USA auf. Angesichts unzähliger Lobpreisungen von Selbstmordattentätern und Verwünschungen der Juden und Zionisten, die für alle Übel ökonomischer, moralischer, sexueller und politischer Art haftbar gemacht werden, kommt Wistrich zu dem Schluß: »Antisemitische Verschwörungstheorien bilden das Herzstück der muslimisch-fundamentalistischen und arabisch-nationalistischen Weltanschauung, die plutokratische Finanziers, das internationale Freimaurertum, Säkularismus, Zionismus und Kommunismus als dunkle, okkulte Kräfte bezeichnet, die von der Krake des Weltjudentums angeführt werden und deren erklärtes Ziel es ist, den Islam und die kulturelle Identität der Gläubigen zu zerstören.«

Während Wistrich detailreich nachweist, wie wenig sich der Antisemitismus arabischer Nationalisten von jenem islamistischer Gruppen unterscheidet, bezeichnet er das Phänomen dennoch ausschließlich als islamischen Antisemitismus. So richtig es ist, daß auch im Koran explizit antijüdische Stellen zu finden sind, erfahren diese vor allem durch gezielte Neuinterpretationen, die die Juden ins Zentrum islamischer Weltanschauung stellen, ihre aktuelle Bedeutung.

Wer den arabischen Antisemitismus auf einen genuin islamischen zurückführt, dem gerät leicht aus dem Blick, daß sich dieser zwar zuallererst gegen Juden, Israel und Amerika richtet, zugleich aber auch gegen alle emanzipatorischen, liberalen oder linken Strömungen in den arabischen Gesellschaften, die als Verbündete oder Agenten des Zionismus beziehungsweise Imperialismus gelten. Bereits die gänzlich unislamische palästinensische Abu-Nidal-Gruppe der achtziger Jahre hatte die Morde in den »eigenen Reihen« mit dem bekannten antisemitischen Imperativ erklärt, es habe sich bei den Liquidationen um »nichtjüdische Zionisten« gehandelt.

So droht vor allem in Europa auf der Suche nach den religiös-kulturellen Konstanten des arabischen Antisemitismus dessen aktuelle Wirkungsmächtigkeit entweder hinter dem Studium von Koransuren oder aber – im vermeintlich antirassistischen Umkehrschluß – hinter der Behauptung zu verschwinden, der Antisemitismus sei als kolonialer Import den arabischen Gesellschaften rein äußerlich geblieben und habe sich nicht längst in Staaten verfestigt, in denen vor allem auch die eigene Bevölkerung zu leiden hat. Wie weit diese Auseinandersetzung sich mitunter von der nahöstlichen Realität entfernt, zeigte beispielhaft ein »Teil der Interim-Redaktion«, die kürzlich erklärte: »Der Antisemitismus arabischer Gesellschaften« sei »ein aus Europa geborgtes Feindbild, das sich bisher noch nicht mit strukturellen Dimensionen der Dominanz verbunden hat«.

Die Studie von Robert Wistrich ist auf den Seiten des American Jewish Comittee www.ajc.org zu finden.

Thomas v. der Osten-Sacken und Thomas Uwer arbeiten an dem KONKRET-Texte-Band 33 Saddam Husseins letztes Gefecht?

Konkret 08/02, S. 30

Sylke Tempel

Arafat am Ende. Am Ende Sharon?

Die meisten Israelis sind mit ihrem Premier, dem nicht nur in Deutschland vielgehaßten, sehr zufrieden. Und das kam so:

Koalitionen sind in Israel keine Arbeitsgemeinschaften zur Umsetzung gemeinsamer Ziele, sondern zusammengewürfelte Haufen verschiedener Interessengruppen unter Führung von Leuten mit ausgeprägtem Ego-Problem, deren einziges Ziel es ist, möglichst viel partikulare Interessen mit möglichst rüden Mitteln durchzusetzen. Als handelte es sich bei der Regierungsbildung um eine Art Kindergeburtstags-Spiel, versuchten alle Premiers der letzten zwanzig Jahre viele große und kleine Parteien in einen Sack zu stecken, um – wie es stets hieß – »auf breiter Basis schwierige Entscheidungen treffen zu können«. Fast alle Koalitionen zerfielen kurz bevor schwierige Entscheidungen getroffen oder ausgeführt werden konnten.

Itzchak Schamir und dessen Gegenpart Schimon Peres lähmten sich in den achtziger Jahren gegenseitig. Peres wollte Fortschritte bei der Madrider Friedenskonferenz, Schamir wollte jeden noch so kleinen Kompromiß sabotieren. Schamir verschwand von der politischen Bühne, Peres ist dem damals etablierten Muster bis heute treu geblieben. Rabins Koalition regierte am Schluß mit einer Stimme Mehrheit im Parlament, die Osloer Verträge unterschrieb er mit Hilfe der arabischen Parteien, was die äußerste Rechte Israels dazu brachte, ihn einen Volksverräter zu nennen. Mit bekanntem Ausgang.

Benjamin »Bibi« Netanyahu brachte das Kunststück fertig, nicht nur seine Koalitionspartner zu verschrecken, sondern die gesamte Kronprinzen-Elite des »Likud« aus der Partei zu graulen. Ehud Baraks Regierung erinnerte an Haydns Abschiedssymphonie, bei der ein Musiker nach dem andern die Bühne verläßt: Eine Partei nach der anderen aus Baraks »Superkoalition« von ganz rechts bis ganz links schlich sich von dannen. Kurz vor dem Gipfel von Camp David im Juli 2000, nicht einmal ein Jahr nach der Regierungsbildung, war Barak, der erste Geiger, auch der letzte.

Ariel Sharon hingegen, der Mann, den viele Israelis wegen seiner Eigenmächtigkeiten, seines Bulldozer-Gehabes und nicht zuletzt wegen seines Libanon-Abenteuers und der Massaker in Sabra und Shatilla zu hassen liebten, hält seine Koalition zusammen. Mit ihm am Kabinettsstisch sitzen Effi Eitam, Chef der nationalreligiösen Partei und einer der verbohrtesten Hardliner der Siedlerbewegung, ebenso wie der unvermeidliche Schimon Peres, der noch immer davon träumt, mit Vertretern der Palästinensischen Autonomiebehörde irgendeine Art von Abkommen zu schließen.

Die sephardisch-orthodoxe »Schas«, die immer nur Staatsgelder für ihre Gehirnwäsche-Schulen erpreßt und sonst die erste Partei ist, die das Schiff beim ersten Schwanken verläßt, wagte unter Sharon bislang nur ein einziges Mal eines ihrer Manöver: Sie drohte dem Premier Anfang Juni, die anstehenden Budget-Kürzungen, die auch »Schas«-Einrichtungen betroffen hätten, nicht mitzutragen. Sharon warf sie kurzerhand aus der Koalition. Ein paar Tage später kam sie reumütig zurückgekrochen und übt sich zur hämischen Freude säkularer Israelis in einem Unterfangen, das ihr bislang vollkommen fremd war: Koalitionsdisziplin.

»Ariel Sharon heißt Krieg«, hatte die israelische Linke vor etwas mehr als einem Jahr gerufen. Wie im Libanon-Krieg werde man eine große Öffentlichkeit mobilisieren müssen, um das Land vor den Abenteuern des Ex-Generals zu bewahren. Noch schlimmer: Die Beziehungen zum großen Bruder USA, die unter Präsident Bill Clinton so vorzüglich waren, daß Israel kurz vor der Aufnahme als 52. Bundesstaat zu stehen schien, würden in kürzester Zeit in eine tiefe Krise geraten.

Sharon hat die Erwartungen enttäuscht. In Israel hielt sich der Aufschrei des Protestes schon in Grenzen, als Scharon Anfang April die palästinensisch-autonomen Gebiete kurzerhand wieder von der Armee einnehmen ließ. Dem vorausgegangen waren vier Wochen fast täglicher Terror-Attentate, bei denen über hundert Israelis getötet wurden. Die überwiegende Mehrheit der Israelis unterstützte die »Operation Schutzschild« – selbst als Plünderungen und Übergriffe israelischer Soldaten bekannt wurden. Daß die Palästinenser behaupteten, die Armee habe bei Kämpfen in Djenin Hunderte »massakriert« und in Massengräbern verscharrt, half den Kritikern Sharons ebenfalls wenig. Daß das »Massaker von Djenin« sich bald als Mär herausstelle, machte es den meisten Israelis noch leichter, auch andere, wirkliche Schandtaten der Armee als Greuelpropaganda abzutun.

Der letzte Rest öffentlichen Widerstandes schwand Ende Juni dank einer weiteren Serie palästinensischer Selbstmordattentate kurz nach dem Abzug der israelischen Armee aus den »Gebieten«. Seither muß Sharon niemanden mehr überzeugen. Selbst weiten Teilen der Linken ist ein Zusammenhang klar: Solange die israelische Armee in den palästinensischen Städten steht, herrscht relative Ruhe in Israel. So wurde mit einer weiteren, zeitlich unbegrenzten Militäraktion möglich, was vor noch einem Jahr als undenkbar galt: Israel konnte die West Bank von neuem erobern, ohne einen Sturm der Entrüstung zu ernten.

Im Gegenteil. Ariel Sharon gelang, was sein »Likud«-Vorgänger, Benjamin Netanyahu, die ewige Nemesis der Partei, vergeblich versucht hatte: Arafat zu diskreditieren, und dafür sogar in Washington Verständnis zu finden. Die Palästinenser bräuchten ganz gewiß ein »neue, von Korruption unbelastete Führung«, forderte US-Präsident George W. Bush in seiner

Grundsatzrede zum Nahen Osten am 24. Juni. Mitte Juli bekräftigte er in einer Pressekonferenz noch einmal, wenngleich syntaktisch leicht verkorkst: »Wir brauchen einen palästinensischen Staat, der uns das Vertrauen in dessen Fähigkeiten geben kann, Terrorismus zu bekämpfen und Auslandshilfe nicht in den eigenen Taschen verschwinden zu lassen.«

Fragen zur Wiederbesetzung autonomen palästinenischen Gebietes fertigte Bush kurz ab: »Wenn sich die Sicherheitslage der Israelis verbessert hat, werde ich dazu aufrufen, die Gebiete zu räumen.« So freie Hand hat noch kein israelischer Premier von einem republikanischen US-Präsidenten bekommen. Noch George Bush senior hatte aus Wut über Itzchak Shamir, den Giftzwerg von Jerusalem, der zu jedem Besuch des damaligen Außenminsters James Baker eine neue Siedlung hatte bauen lassen und damit die »Neue Weltordnung« nach dem Golfkrieg nachhhaltig sabotierte, die jährliche US-Auslandshilfe für den jüdischen Staat sperren lassen.

Obgleich das Beraterteam des Vaters – Dick Cheney, Donald Rumsfeld, Condoleeza Rice – nun den Sohn George W. berät, pflegt das Weiße Haus beste Kontakte zum israelischen Premier. Sharon darf sich zu den Dauergästen im Oval Office zählen, PLO-Chef Yassir Arafat hingegen nicht einmal mehr darauf hoffen, einen höherrangigen US-Vertreter in seinem zerbombten Hauptquartier in Ramallah empfangen zu können.

Unter dem Druck von Sharons Politik hat auf palästinensischer Seite ein Prozeß begonnen, an dem Israels Linke fatalerweise zu wenig Interesse gezeigt hatte: Immer mehr Palästinenser verlangen eine Reform der korrupten Autonomiebehörde. Und fast zehn Jahre nach dem Beginn des Osloer Prozesses bequemten sich erstmals palästinensische Intellektuelle in einer Anzeige dazu, Selbstmordattentate als »schädlich für die palästinensische Gesellschaft« zu verurteilen.

Arafat, die Symbolfigur der palästinensischen Befreiungsbewegung, sitzt wieder einmal eingesperrt in seinem Hauptquartier – und wartet vergeblich auf größere Sympathiekundgebungen seines Volkes oder ausländischer Besucher. Nicht einmal eine seiner grauen Eminenzen, den Chef der »Preventive Security«, Jibril Rajoub, vermochte er zu feuern. Der Mann weigert sich, seine Entlassung zur Kenntnis zu nehmen – ein Affront, der vor der Bush-Rede kaum denkbar war. Dem israelischen militärischen Geheimdienst gilt Arafat als »dead man walking«.

Kann Sharon, da er seinen Erzfeind erfolgreich ausschaltete, jetzt in Ruhe warten, bis sich eine moderatere palästinensische Führung etabliert, die einen angeblich schon gemeinsam mit den USA entwickelten Friedensplan akzeptiert? Er kann sich zumindest sicher sein, daß er in Israel eine Mehrheit für seine Politik findet. Der Mehrheit der Israelis geht es, Umfragen zufolge, in erster Linie darum, palästinensischen Terror beendet zu sehen – sei es durch einen Einmarsch in die Gebiete, solange der nicht zu einer permanenten Wieder-Besatzung inklusive der erneuten Übernahme der zivilen Verwaltung führt, oder durch einen einseitigen Rückzug und den Bau eines Sicherheitszaunes, der auch die Räumung der meisten Siedlungen bedeuten würde, solange keine Teilung auch Jerusalems anstünde, wie noch in den Verhandlungen von Camp David und Taba geplant (selbst im rechten Likud fände sich eine knappe Mehrheit für die Räumung von Siedlungen), sei es durch neue Verhandlungen, vorausgesetzt, man säße nicht der korrupten »Tunis-Clique« um Yassir Arafat gegenüber. Sharon, der als General wie als Minister noch jeden seiner Regierungschefs in Schwierigkeiten gebracht hatte, erweist sich selber als gewiefter Premier. Keiner seiner Vorgänger war – gemessen an den Erwartungen der Israelis – erfolgreicher. Und das könnte so bleiben, solange Sharon im Kopf behält, daß es mit den besetzten Gebieten keine Zukunft des jüdischen Staates geben kann, und sich jeden Tag den Rat vorsagt: »Es ist die Wirtschaft und der demographische Faktor, Dummkopf!«

Denn nie war die wirtschaftliche Situation Israels so schlecht wie heute, zwei Jahre nach dem Ausbruch der Intifada. Das Ausland investiert nicht, die Verteidigungsausgaben steigen in schwindelnde Höhen. »Ohne größere Änderungen im Konflikt mit den Palästinensern wird sich die derzeitige miserable wirtschaftliche Lage Israels nicht erholen«, warnten Vertreter der israelischen Wirtschaft den Premier bei einer Krisenkonferenz Anfang Juli im Küstenort Caesarea. Und während Sharon gelassen abwartet, bis sich eine moderate palästinensische Führung etabliert, könnte sich die Szenerie dramatisch verändern. Das Bevölkerungswachstum der Palästinenser ist mit fünf Prozent das höchste der Welt. In zehn Jahren, errechneten Politikwissenschaftler, dürfte die arabische Bevölkerung in Israel (eine Million) die Zahl der jüdischen Israelis überstiegen haben.

Genau darauf setzten nicht wenige Palästinenser. Die Unterstützung für die »Zwei-Staaten-Lösung« schwindet zusehends. Warum auch sollte man jetzt eine Trennung verhandeln, warum auf »78 Prozent Palästinas«, nämlich das israelische Staatsgebiet, verzichten und sich auf West Bank und Gaza beschränken, wenn in etwa einer Generation ohnehin wesentlich mehr arabische als jüdische Bewohner zwischen Mittelmeer und Jordanien leben, die dann den jüdischen Staat durch Wahrnehmung des Rechts auf Selbstbestimmung beseitigen könnten?

Die Alternativen dürften auch Sharon klar sein: Geld für Siedlungen auf Kosten der israelischen Wirtschaft, Besatzung der West Bank und Gazas, der »Wiege des Judentums«, und damit Abschied von der Ursprungsidee des Zionismus, der einen jüdischen, demokratischen Staat wollte. Oder Rückzug aus den Gebieten.

Sylke Tempel lebt und arbeitet als freie Autorin in Berlin und Israel

Konkret 08/02, S. 32

Jens Hoffmann

Ein völlig unnötiger Monat

Avi Mograbis Film »August – A Moment Before the Eruption« ist ein Porträt Israels und eine Reflexion über Kunstproduktion in kriegsähnlichen Verhältnissen

Wer sind Sie, woher kommen Sie, fragen die Leute auf der Straße. Er will Bilder machen. Hm. Ein unabhängiger Filmemacher aus Tel Aviv sei er. So so. Er arbeite nur für sich. Wie interessant. Die Blicke werden enger. Läuft eigentlich die Kamera gerade?

Der Regisseur hat seine Ausrüstung im eigenen Wohnzimmer aufgebaut. Er sitzt so nah vor der Kamera, als befände er sich in einem Fotoautomaten. Er spielt einen Regisseur, der nicht glücklich ist mit seiner Arbeit. Ständig reibt er sein Gesicht und erzählt flüsternd von seinem Projekt zum Monat August. Warum flüstert der Mann, warum filmt er sich zu Hause, warum hält er den Atem an, als es an der Tür klingelt? Dem Mann ist zu warm. Der Mann ist genervt. Schuld ist dieser verdammte August – »ein völlig unnötiger Monat, der zu nichts nütze ist und zu nichts führt«.

Der Frau des Regisseurs ist zwar auch warm im Wohnzimmer, doch sie ist nicht gegen den August und mißbilligt das Zaudern ihres Mannes angesichts unangenehmer Arbeit. Sie muß auch nicht ständig in ihrem Gesicht herumfummeln. Sie hat sich einfach ein feuchtes Handtuch um den Kopf gewunden. Warum er denn nicht wieder nach draußen gehe und die angespannte Stimmung auf den Straßen filme?

Doch es ist nicht leicht, draußen zu arbeiten. Die Leute sind auf verbitterte oder fröhliche Weise mißtrauisch. Die Fußballfans, die einen gegnerischen Spieler als Schwanzlutscher verhöhnen und ihre Tränen mischen, wenn die eigene Mannschaft über den Ball säbelt, empfinden die Kamera als unausgewogen: Die in der anderen Kurve hätten schließlich auch Böller dabei.

Benjamin Netanjahu reißt die Klettverschlüsse seiner kugelsicheren Weste erst auf, als er sich überzeugt hat, daß nur Likud-Anhänger im Saal sind. Eine linke Demonstrantin, die vor dem Verteidigungsministerium gegen »Apartheid« in Israel protestiert, will sehr genau wissen, für wen der Regisseur arbeitet. Das hat noch gefehlt, daß ihm israelische Linke, genau wie die für die Beobachtung der Demonstration abgestellten Sicherheitsschränke, vorschreiben wollen, was er wie zu filmen habe und was nicht. Der Regisseur läßt sich nicht so leicht einschüchtern oder verscheuchen. Zur Not nimmt er eben Bäuche, Beine und Dienstrevolver an uniformierten Hüften auf.

Die meisten Menschen, die Mograbi auf der Straße filmt, verfolgen die Abläufe hinter der Kamera mit großer Aufmerksamkeit. Sie scheinen schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Weil es viele Bilder gibt, die die politischen und militärischen Kämpfe in Israel und den palästinensischen Autonomiegebieten in ein ebenso adrenalingetränktes wie denkfeindliches Gut/Böse-Schema zwingen, die Qualität der Bilder bereits im Moment ihrer Herstellung abschätzen. »Das Absurde an dieser Situation war«, sagte Mograbi über die Dreharbeiten, »daß die Leute auf der Straße die Realität nicht verzerrt dokumentiert sehen wollten, die Art, wie sie auf meine Kamera reagierten, aber dazu führte, daß ihre Wirklichkeit genau so porträtiert wurde, wie sie es gerade nicht beabsichtigt hatten. Sie lieferten mir das Material, das sie eigentlich vermeiden wollten.«

»August« ist ein mit gleichermaßen poetischer und politischer Genauigkeit gezeichnetes Porträt von der Situation in Israel vor Beginn der zweiten Intifada. Der Regisseur arbeitet, wie schon in seinem formal ähnlich strukturierten, inhaltlich allerdings weniger gelungenen Film »Happy Birthday Mr. Mograbi« von 1999 mit der Mischung von dokumentarisch inszenierten Einstellungen und Spielfilmsequenzen. Bemerkenswert ist, daß Mograbi nicht die Position des »objektiven« oder exterritorialen Beobachters einzunehmen versucht, sondern sich ausdrücklich als Akteur in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen begreift. Mograbi jagt auf der Straße jedoch nicht nach Meinungsklöpschen. Er spricht, streitet und witzelt mit den Leuten; seine Provokationen sind so fein dosiert, daß Kinn und Kamera gerade noch unversehrt bleiben. Was die Gefilmten und den Filmenden jenseits des Streits und der gemeinsam ertragenen Außentemperatur verbindet, ist die durch »August« erleichterte Beantwortung der Fragen, wie die Beteiligten mit der Situation in Israel leben und wie ein besseres Leben möglich wäre. Deshalb macht Mograbi ein Standbild von den abgerissenen Männern auf dem Arbeitsstrich, die über die billigeren »Neger« und »Chinesen« von der nächsten Straßenecke schimpfen und selbst wissen, daß sie nicht wie Filmstars aussehen. Deshalb nimmt er die in erotischer Verzückung durcheinandertrudelnden jüdischen Gläubigen im Stadion auf, die eine per Hubschrauber eingeflogene Thorarolle wie die einzige Liebe ihres Lebens begrüßen.

In den Spielfilmsequenzen von »August« gelingt Mograbi die ebenso ernste wie zwerchfellerschütternde Reflexion über Kunstproduktion in kriegsähnlichen Verhältnissen durch seine Aufspaltung in drei Figuren. Er spielt nicht nur den Regisseur und seine Frau, sondern auch einen Produzenten, für den er einen Film über den Amokschützen Moritz Goldstein drehen soll, der 1994 in der Höhle von Machpela einige betende Moslems tötete. Der Regisseur mag dieses Projekt nicht. Seine Frau muß ihn verleugnen, und er selbst schleicht nach draußen, nachdem der Produzent die Wohnung betreten hat. In der anschließenden Sequenz läßt Mograbi Dokumentarisches und Gespieltes ineinanderfließen. Mit der Kamera begleitet er

einen palästinensischen Knirps, der an einer Art Grenzzaun entlangschlappt. Als der Junge die Kamera bemerkt und hebräische Wörter hört, beginnt er – eher beiläufig und gelangweilt – den israelischen Regierungschef zu beschimpfen und die Sprengkörper von Hisbollah hochleben zu lassen. Er stapft weiter murrend durch Ödland und wirft Steine nach der Kamera, wie andernorts Leute Steinchen aus Spaß oder Langeweile ins Meer werfen. Ähnlich wie bei den jüdischen Kids aus einem reicheren Vorort von Tel-Aviv, die giggelnd vor Mograbis Kamera posen und ebenso giggelnd erklären, daß sie mit Arabern nichts zu tun haben wollen, ist dem Knirps am Zaun der Haß zu einer alltäglichen, emotional unaufwendigen Angelegenheit geworden.

»August« endet mit einer gespielten Katastrophe, dem hysterisch-grotesken Duett von Produzent und Regisseursgattin über die Lust, in den Besitz einer echten Mordwaffe zu kommen, und einem sehr nervösen Augenzucken Ariel Sharons. Mograbis Film ist zu gut, um als Bestätigung antiisraelischer oder antipalästinensischer Propaganda gesehen werden zu können. Nicht mal dem Publikum in der Bundesrepublik wird das gelingen.

»August – A Moment Before the Eruption«. Regie: Avi Mograbi; Israel/Frankreich 2002 (Freunde der deutschen Kinemathek); 72 Minuten; seit Juli in Programmkinos

---

Jens Hoffmann schrieb in KONKRET 6/02 über Yoram Kaniuks Erinnerungen

Konkret 08/02, S. 33

Sabine Lueken

»Ich sah den Namen Bosch«

In der Debatte um Entschädigungsleistungen für NS-Zwangsarbeit sind die Schicksale der Menschen, die sich hinter diesen Schlagworten verbergen, aus dem Blick geraten

Dreilinden, Kleinmachnow, Ortsnamen, bei denen man an Schönbohm und Christa Wolf denkt. Hier betrieb der Bosch-Konzern auf dem Werksgelände seiner Rüstungstochter Dreilinden Maschinenbau GmbH ein KZ-Außenlager. 170 solcher Lager gab es allein in Berlin und Umgebung. Sie sind kaum erforscht und bekannt.

»Am 14. September 1944 wurde unsere Gruppe, etwa 400 Frauen, in eine Rüstungsfabrik gebracht. Dort bekam ich eine neue Lagernummer. Die Fabrik, in der wir arbeiten mußten, eine große Halle, lag im Wald und war von einem Zaun umgeben. Es war ein doppelter Stacheldrahtverhau, der innere stand unter Strom. Wir wurden von SS-Leuten (dem Lagerkommandanten und Aufseherinnen) bewacht. Gewohnt haben wir unterhalb der Fabrik, in Zellenstuben, etwa je 30 Frauen in einer. Wir schliefen auf Etagenpritschen. Die Kellerräume waren kalt, feucht, ohne Fenster.« Maria Cicha, die dies berichtet, ist eine der Überlebenden des Bosch-KZ. Sie war damals erst 14 Jahre alt und gehörte zu dem Heer der etwa acht Millionen Menschen, von denen die deutsche Wirtschaft Arbeit erzwungen hat. Verschleppung, Hunger, Erniedrigung, Lagerhaft, Ausbeutung, Gewalt, Vernichtung durch Arbeit war ihr Los.

Dabei ist das hier von Angela Martin untersuchte Beispiel ein ganz gewöhnliches. Für die Naziherrschaft und auch für den späteren Umgang mit dieser lästigen Vergangenheit, die verleugnet, vergessen, verdrängt und verschüttet wurde. Das Lager in Dreilinden taucht in keiner Bosch-Betriebsgeschichte auf. Nur die Siedlung, die damals für die Arbeiter errichtet wurde, steht noch, sie heißt jetzt August-Bebel-Siedlung. Der Rüstungsbetrieb produzierte Zubehör vor allem für Flugzeugmotoren. Er beschäftigte zuletzt etwa 5.000 Menschen, davon 2.500 Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge.

Schon 1938 hatte der Betrieb über Arbeitskräftemangel geklagt. Die Quellenlage zur Firma ist sehr lückenhaft, aber von 1938 bis 1942 lassen sich Bilanzen zusammenstellen. Sie zeigen, daß die Geschäftsentwicklung in diesen Jahren äußerst positiv verlief, die Umsätze stiegen von 700.000 Reichsmark auf 33 Millionen. Ähnliches gilt für Gewinne, Umlauf- und Anlagevermögen. Ab 1942 gibt es fast keine Quellen mehr, aber bekannt ist, daß weiter Kreditwürdigkeit bestand.

Das Lager Kleinmachnow war Teil eines Systems von KZ-Außenlagern im Berliner Raum – Außenstellen der Stammlager Sachsenhausen und Ravensbrück, die oftmals direkt auf dem jeweiligen Werksgelände zur Beschaffung von Arbeitskräften für die Betriebe eingerichtet wurden.

800 polnische, zumeist sehr junge Frauen, wurden im Herbst 1944 von den Werkmeistern des Kleinmachnower Betriebs im KZ Ravensbrück wie auf dem Sklavenmarkt ausgesucht. Sie waren, als die deutschen Truppen den Warschauer Aufstand niederschlugen, aus der polnischen Hauptstadt nach Ravensbrück deportiert worden. Wie es ihnen dort erging, haben die Historikerin Angela Martin und ihre Übersetzerin Ewa Czerwiakowska (das Buch ist zweisprachig: deutsch und polnisch) nach Gesprächen mit überlebenden Zeitzeuginnen rekonstruiert: Erlebnisse und Erfahrungen während der Deportation, im KZ Ravensbrück, bei der Arbeit im KZ Kleinmachnow, bei der Räumung der KZs auf dem Todesmarsch und bei der Befreiung durch amerikanische oder russische Soldaten.

Ergänzt werden die Berichte durch eine Rekonstruktion der Firmengeschichte von der Planung 1934 bis zur Demontage und Sprengung durch die Sowjets 1948 und Anmerkungen zur Zwangsarbeit im NS-Staat (von Wolfgang Benz).

Leben und Überleben der Frauen waren der Willkür ihrer Peiniger ausgeliefert. Vorarbeiter, Kontrolleure und Aufseherinnen konnten Schutz geben, Essen zustecken, mißhandeln, strafen. Fast alle Zeitzeuginnen berichten, die Aufseherinnen seien schlimmer gewesen als das männliche Personal. Eine der Frauen glaubt sogar, daß den Aufseherinnen ein Mittel gegeben worden sei, um sie dauernd wütend zu machen. Sie konnte sich deren Haß einfach nicht anders erklären.

Für die meisten Frauen bedeuteten die Gespräche, obwohl sie schmerzhafte Erinnerungen wachriefen, eine Art Genugtuung oder verspätete Wiedergutmachung. Denn nicht nur die materielle Entschädigung, sondern auch eine Auseinandersetzung mit dem, was ihnen in den Konzentrationslagern durch die Ausbeutung erzwungener Arbeit geschah, ist den Frauen bis heute vorenthalten worden. *Ich sah den Namen Bosch* ist ein Andenken an diese Frauen, die ihre Lebenskraft zwangsweise der deutschen Wirtschaft zur Verfügung stellen mußten.

Angela Martin: *Ich sah den Namen Bosch. Polnische Frauen als KZ-Häftlinge in der Dreilinden Maschinenbau GmbH*. Hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt. Metropol-Verlag, Berlin 2002, 312 Seiten, 17 Euro

Sabine Lueken ist Historikerin und lebt in Berlin

Konkret 08/02, S. 34

Kurt Pätzold

□ Wehrsold fürs Lügen□

Wie lange haben die Deutschen geglaubt, ihre Wehrmacht könnte den Weltkrieg gewinnen? Was wußten sie und was haben sie daraus gemacht?

Unsere Überschrift zitiert den »Tagesspiegel« vom 14. Dezember 1945. Der berichtete, daß bis in die letzten Wochen des Krieges Soldaten der Wehrmacht in Berlin unterwegs gewesen seien, die nur scheinbar aus eigenem Antrieb in der Bevölkerung für das Aus- und Durchhalten Propaganda gemacht, in Wahrheit aber einen freiwillig übernommenen Auftrag ausgeführt hätten, für den sie Sold erhielten und, was ihnen wichtiger sein mochte, der Einreihung in das allerletzte Aufgebot für die Front entgingen.

Das Unternehmen mit der Bezeichnung »Mundpropaganda-Aktion« bezeugte das einträchtige Zusammenwirken von Nazipartei, Staat und Wehrmacht, jeweils vertreten durch ihre Propagandainstitutionen. Die der Wehrmacht gehörten zum Oberkommando und waren in den Wehrkreisen durch besondere Offiziere etabliert. Dieses vaterländische Ruhmesblatt ist bald wieder zugeschlagen worden. Präsentiert wurden mit Vorliebe Berichte vorgeblicher Rettungsaktionen unserer Feldgrauen und Marineblauen, die in den letzten Kriegswochen so viele Zivilisten dem bolschewistischen Zugriff entzogen hätten.

Verständlich auch, daß auf den Zeitungsbericht keiner der an der Aktion beteiligten Soldaten »hier« gerufen und sich gedrängt gefühlt hat, zur »Aufarbeitung« dieser Geschichte beizutragen. Welcher Nazi wollte in derlei Zeiten auch zusätzlich auf sich aufmerksam machen? Denn es waren zumeist sogenannte alte Kämpfer gewesen, Leute also, die vor dem 30. Januar 1933 sich der Hitlerpartei angeschlossen hatten, die ausgewählt wurden, um dem rapide schwindenden Vertrauen zur Führung und zum »Führer« entgegenzuwirken. Das wurde ihre Hauptaufgabe und von ihren Einsätzen, zu denen sie uniformiert, mitunter aber auch in Zivil auszogen, brachten sie Eindrücke mit, die sie in Stimmungsberichten aufschrieben und die wiederum von ihrem Vorgesetzten zusammengefaßt und nach oben an Partei- und Wehrmachtsbonzen weitergegeben wurden.

Im Wehrkreis Berlin oblag das einem schreibfreudigen Oberstleutnant Wasserfall – nomen est omen – , der wußte, was er an seinem Posten hatte. Seine Berichte sind am dichtesten überliefert. Mit anderen aus Hamburg, Wien und Nürnberg stammenden wurden die Texte jüngst vollständig veröffentlicht, kommentiert und von Wolfram Wette erfreulich knapp und informativ eingeleitet. Damit ist ein weiterer Blick auf die Reste des Tausendjährigen Reiches im Stadium seiner Agonie möglich. Gewiß, was besichtigt werden kann, ist nicht überraschend oder gar sensationell. Doch illustriert es auch nicht nur Bekanntes. Wer das Buch zur Hand nimmt, erfährt etwas über seine Vorfahren. Da kann er ins bloße Wundern geraten, sich aber auch befragen, wie weit er sich von deren Denken, Tun und Lassen entfernt hat.

Auf die Idee, Soldaten, die momentan oder dauernd nicht frontdiensttauglich waren, an der »Heimatfront« zu verwenden, um die verfallende Stimmung aufzumöbeln, war im Oktober 1943 im sächsischen Chemnitz ein Oberfunker gekommen, der möglicherweise ebenfalls seinem Namen zusätzlich Ehre machen wollte. Er hieß Fuchs. Der Mann, über dessen Biographie nichts weiter mitgeteilt wird, wußte, daß, während in erheblichen Teilen der deutschen Bevölkerung Skepsis gegenüber den offiziellen Berichten der Wehrmacht wuchs und auch andere amtliche und obrigkeitliche Verlautbarungen als bloße Propaganda abgetan wurden, die Meinung von Frontsoldaten über die Kriegslage noch begierig und weithin unkritisch aufgenommen wurde. Erklärte ein Urlauber, mit Orden hochdekoriert, daß die Sowjets jetzt schon Frauen und Kinder in den Kampf schickten, ließ das Hoffnungen keimen. Lobte ein Frontschwein Verläßlichkeit und Durchschlagskraft deutscher Waffen, rückte der Endsieg ein Stück näher. Mit diesem Pfunde ließ sich wuchern, dachte und sagte Fuchs und fand Gehör.

Bis zur Erprobung des Einfalls brauchte es Zeit. Wien, die hauptsächlich von den wohl fälschlich als weniger verläßlich geltenden Ostmärkern bewohnte Stadt, wurde dafür ausgewählt. Zunächst mußten im Wehrmachtspersonal Nazis gefunden und auf ihre Verläßlichkeit überprüft, auch eingewiesen, dazu zu strikter Geheimhaltung verdonnert werden. Dann konnte es losgehen. Die konfliktlos zusammenwirkenden Dirigenten der Wehrmacht und der Nazipartei vor Ort waren begeistert. Minister Goebbels lobte das Unternehmen. Bei einer Zwischenbilanz wurde bestimmt, es solle bis zum 30. Juni 1945 fortgesetzt werden. Ganz ist das nicht gelungen. Der letzte Bericht stammt vom April. Dann war ja auch bald und definitiv Schluß.

Schluß hieß auch das Verlangen, dem die Ausgesandten in Gaststätten, Kinos und Verkehrsmitteln, an Haltestellen und auf Bahnhöfen, in Luftschutzkellern und Bunkern wieder und wieder begegneten. Der Krieg sei sinnlos, erfordere unnötige Blutopfer, sei ohnehin verloren. Das Morden müsse enden. Neben diese Berichte wären Akten derjenigen zu legen, die bis in die letzten Kriegsstunden die Defätisten verfolgten, ergriffen, aburteilten und hinrichten ließen. Indessen kann nicht bezweifelt werden, daß in der Endphase des Krieges öffentlich und mit Zustimmung von Menschen, die einander unbekannt waren, folgenlos Ansichten geäußert werden konnten, die in früherer Kriegsetappe von den Zuhörenden

allenfalls schweigend hingenommen und vermutlich von Denunzianten gemeldet worden wären. Insbesondere die Berichte für das Jahr 1945 zeigen ein Regime in Auflösung. Seine Macht war noch groß, aber seine Arme schrumpften doch auch schon.

Unter den vielen Themen – von der beklagten Ernährungssituation bis zur psychischen und ideologischen Auswirkung der Bombenangriffe, vom zunehmenden Tauschhandel bis zu empörten Äußerungen über die ungleiche Verteilung der Kriegslasten – und aus der Unzahl von mitgeteilten einzelnen Beobachtungen können einige besonderes Interesse beanspruchen: Immer wieder werden Episoden über das Verhältnis von Deutschen und Ausländern mitgeteilt, die deutlich zwei Verhaltensweisen erkennen lassen. Die eine klagt über herumlungernde Ausländer und faulenzende Kriegsgefangene, die zur Arbeit angetrieben werden sollten. Die andere, vor allem in öffentlichen Verkehrsmitteln beobachtete, bezeugt unverborgene Distanz gegenüber Schikanen, mitunter auch Parteinahme für die nach Deutschland Verschleppten. Während Volksgenossen Ausländer von ihren Plätzen in überfüllten S-Bahnen aufjagen, weigern sich manche deutsche Frauen demonstrativ, die freigemachten Sitze einzunehmen, ja es wird sogar mitgeteilt, daß es in einem Falle zu einer heftigen Auseinandersetzung mit einem Soldaten gekommen sei, der gegen einen Ausländer tätlich wurde. Schwer entscheidbar, ob das mit schielendem Blick eine Art Investition in die herannahende Nachkriegszeit war oder ob sich da, spät gewiß, bei Deutschen als Folge ihrer eigenen wachsenden Verelendung auch Anteilnahme am Elend des Feindes zu rühren begann.

Mehrere Berichte sagen auch, welche Gedanken öffentlich über Kommendes ausgesprochen wurden. Die Bolschewistenfurcht gehe zurück. So schlimm würde es nicht kommen. Der Iwan werde sich an die Nazis, nicht an die Arbeiter halten. Hamburger sind sicher, daß der Tommy komme, Berliner wünschen sich die Amis herbei und lassen gar Freude über deren Vordringen über den Rhein erkennen. Daß, wer auch immer zuerst käme, eine Rechnung präsentieren werde, erschien gewiß – für das, was in anderen Ländern angerichtet worden sei und was Juden angetan wurde. Die Leute wußten mithin Bescheid, nicht alle und nicht alles, aber hinreichend viele und genug. Und sie schienen sich, folgt man dem Aufgezeichneten, nicht gegen die Vorstellung aufzulehnen, daß derlei Abrechnung bevorstehe und gezahlt werden müsse. Das taten sie erst später als Bundesbürger und Neuverbündete. Ungleich weniger beschwert als es die kleinen Leute waren, wurden von den Spitzeln, die kaum noch irgend etwas zur Beeinflussung der Stimmung zu tun vermochten, zwei Hamburger Großkaufleute angetroffen. Die unterhielten sich darüber, daß das Ausland nach dem Kriege doch deutsche Maschinen brauchen und kaufen werde, und beruhigten sich bei dem Gedanken, es werde bis zur Rückkehr zu ihren gewohnten Geschäften nur noch wenige Wochen dauern.

Die tiefe Kriegsmüdigkeit bewirkte indessen eines nicht: Widerstand. Eine Meldung, Hamburg betreffend, besagt, daß überall Mißmut und Kritik, nirgendwo jedoch aufwieglerisches Verhalten angetroffen worden sei. Ein einziges Mal wird eine Klage erwähnt, die in einem Berliner Luftschutzkeller zu hören gewesen sei: Wenn unsere Soldaten klug wären, wie 1918, dann wäre der Krieg schon vorbei. Lautstarke Proteste fanden nur in der Dunkelheit und Anonymität von Filmtheatern statt. Als die Wochenschau mit der Goebbels-Rede gezeigt wurde, in der er – es war bei seinem letzten öffentlichen Auftritt in Görlitz – nach der Rückeroberung der Stadt Lauban neue Offensiven ankündigte, erklang aus dem Publikum überall ungeniert Hohngelächter. Und in einem Berlin-Zehlendorfer Kino setzte eine aufgebrachte Menge durch, daß die Reihenfolge der zu zeigenden Filmstreifen vertauscht wurde. Sie wollte zuerst den Spielfilm, danach erst die Wochenschau vorgeführt bekommen. Und das muß noch nicht einmal als Protest gegen die Propagandaschau angesehen werden. Sie wußte einfach, mit welcher Regelmäßigkeit die Sirenen erklangen und in die Luftschutzkeller riefen. Da wollten die Besucher für ihr Geld den Spielfilm ganz gesehen haben ...

Wolfram Wette/Ricarda Bremer/Detlef Vogel (Hg.): *Das let□ te halbe Jahr. Stimmungsberichte der Wehrmachtpropaganda 1944/45*. Klartext, Essen 2001, 449 Seiten, 29,90 Euro (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge. Hg. Gerhard Hirschfeld, Bd. 13)

Außerdem ist gerade von Wolfram Wette erschienen: *Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden.* S. Fischer, Frankfurt a. M. 2002, 384 Seiten, 24,90 Euro

---

Kurt Pätzold veröffentlicht im September »Stalingrad und kein Zurück. Wahn und Wirklichkeit« sowie zusammen mit Manfred Weißbecker den zweiten Band von »Schlagwörter und Schlachtrufe. Aus zwei Jahrhunderten deutscher Geschichte«

Konkret 08/02, S. 36

Christoph Hesse

Studium banale

Um einen Satz Wolfgang Pohrts zu variieren: Die Uni taugt nichts, deswegen muß man sich so lange wie möglich dort aufhalten. Notizen zur jüngsten Studienreform

»Wer sich keine unnützen Gedanken macht, streut keinen Sand ins Getriebe.«

Theodor W. Adorno

Mit entsprechendem Willen und entsprechender Begabung sei, sagt der Kanzler, ein Studium in 14 Semestern zu bewältigen. Recht hat er, vor allem dann, wenn der Student sich nicht durch unnütze Gedanken ablenken läßt. Daß künftig niemand mehr länger als vorgeschrieben studieren darf, ist nicht Bildungs- oder Haushaltspolitik, sondern Staatsräson: Nach der Abschaffung der Arbeiterklasse – erst durch die Polizei, später durch den DGB – wird endlich auch der Intellektuelle abgeschafft.

Geführt wird die Debatte über Geld: Studiengebühren. Ein Erststudium in vorgegebenem Zeitrahmen soll gebührenfrei bleiben, Langzeitstudierende sollen zahlen. Wer im Land hätte kein Verständnis dafür, daß den leistungsunwilligen Schnorrern der Hahn zugedreht wird?

Aber um Geld geht es gar nicht. Erstens weiß man (oder kann man wissen), daß jemand, der im 37. Semester Musikwissenschaft studiert, niemandem auf der Tasche liegt. Und zweitens wird niemand die nach Ablauf der Regelstudienzeit vorgeschriebenen astronomischen Gebühren bezahlen können, Geld für eine Etatsanierung kommt also auch nicht herein. Man scheint die unnützen Denker einfach lieber in der Sozialstatistik als in den Universitätsbibliotheken zu sehen.

Wortführer aus Politik und Wirtschaft tun so, als sei es ihnen wichtig, in höchstens 14 Semestern nicht nur zu Ingenieuren, Ärzten und Juristen zu kommen, sondern auch zu sogenannten Geisteswissenschaftlern. Dabei können sie solches Personal so oder so nicht brauchen. Vielleicht aber ahnen sie, ohne es recht zu wissen, doch, was sie tun: Dem Nachwuchs unmißverständlich bedeuten, daß auch und gerade, wer nichts Nützliches gelernt, sein Scherflein beizutragen hat, und sei es nur durch den Beweis streberischen Bemühens. Das Land braucht keinen »weltfremden Gelehrten«, sondern den beflissenen Halbgebildeten mit Sinn fürs Naheliegende. Die Bewußtseinsindustrie bietet immer weniger Platz für Leute, die schlechte Leitartikel schreiben, und immer mehr für welche, die dummes Zeug im Fernsehen daherreden können.

Den Hochschulreformern, die das Studium durch akademische Berufsausbildung ersetzen wollen, kommt eine sich ausbreitende Denkfeindschaft der Studierenden entgegen, die sich zwar da und dort gegen behördlichen Zwang zur Wehr setzen, ohne aber zu einer Opposition in der Sache zu finden. Der Versuch, Bildungsschätze in Gesellschaftskritik zu überführen, wie er Ende der Sechziger begonnen wurde, ist längst Geschichte. Wenn heute jemand 18 Semester studiert, hat er sich gewöhnlich nicht mit Kant, Hegel, Marx und Freud aufgehalten, sondern mit Kellnern oder Telefonieren. Zum subjektiven Desinteresse kommt äußere Lebensnot.

Adorno schrieb, fehle es nicht an Studenten, »die fürchten, durch Theorie allzuviel über Gesellschaft zu lernen; wie sollten sie dann noch die Berufe ausüben, zu denen ihr Studium sie qualifiziert«. Wer schnell studiert, lernt mehr als nötig, um später für beliebigen Unsinn verwendungsfähig zu sein, aber selten genug, um solchen Unsinn als gesellschaftlich produzierten begreifen zu können. Die Kommunikationsgesellschaft braucht anschlußfähige Leute, mal die Sorte Festtagsredner mit vierzehntem Monatsgehalt, mal den tiefbetroffenen Mahner vom alternativen Kirchentag, aber niemanden, der solchen Wald- und Wiesendiskursen mißtraut.

Eine abweichende Meinung darf jeder haben. Kritik aber beginnt dort, wo sie »überzogen« ist, dem gemeinen Feuilleton der Gefühle unverständlich wird. Die erforderliche Distanz zum Geschehen, sowohl unmittelbar zum Geistesbetrieb wie zur Gesellschaft insgesamt, kann überhaupt nur zustande kommen durch eine Unabhängigkeit des Denkens, die einzuüben eine trostlose Hochschulausbildung gerade verhindert. In seiner »Theorie der Halbbildung« hat Adorno dieses Malheur bereits vor vierzig Jahren vorausgesehen: »Weil kaum mehr ein Junge sich träumt, einmal ein großer Dichter oder Komponist zu werden, darum gibt es wahrscheinlich, übertreibend gesagt, unter den Erwachsenen keine großen ökonomischen Theoretiker, am Ende keine wahrhafte politische Spontaneität mehr.«

Den Ruf, eine Brutstätte intellektueller Querulanten auf Staatskosten zu sein, mag die Uni noch ein paar Jahre zu falschem Ruhm mit sich herumtragen. Auch als akademisches Dienstleistungsunternehmen, das sie werden will, bleibt sie doch der ideologische Apparat des Staates. Nur daß sie neben schnöder Legitimationswissenschaft nun auch Anzeichen eines Amüsierbetriebs aufweist – vielleicht eine der Spätfolgen der zerfallenen Protestbewegung auf ihrem Marsch durch die Institution.

Christoph Hesse schrieb in KONKRET 2/02 über die »Simpsons«-Forschung

Konkret 08/02, S. 37

Stefan Frank

»Was den Umgang von Jesus mit Frauen angeht«

Eine neue soziale Bewegung: Frauen, Arbeiter, Arbeitslose und Telekom-Aktionäre scharen sich um Edmund Stoiber

Betrug ist überall und Heuchelschein: »Schröder hat seine Versprechen gebrochen«, sagt Stoiber, und der Kanzler antwortet: »Was Sie ankündigen, ist schlicht Illusion.« O weh der Lüge! Sie befreiet nicht, wie jedes andre, wahrgesprochne Wort, die Brust!

Während Schröder bereits vielfach unter Beweis gestellt hat, daß er sich stets an die Maxime des großen italienischen Aufklärers hält, der zufolge nur solche Fürsten Großes vollbringen, die auf ihr gegebenes Wort wenig Wert legen und sich darauf verstehen, mit List die Menschen zu hintergehen, wird ausgerechnet dem ehrlichen Makler Stoiber Täuschung vorgeworfen.

Zwar hatte Klaus Staeck extra gewarnt, es werde Stoiber nichts nützen, »Kreide zu fressen«. Die »Taz« aber mußte wenig später melden: »Stoiber frißt Kreide.« Frankfurts Oberbürgermeisterin Roth bestätigte: »Stoiber frißt während des Wahlkampfes Kreide«, Schröders Müntefering meint, Stoiber »hat Kreide gefressen«, die »Frankfurter Allgemeine« fürchtet, er habe vielleicht schon »zuviel Kreide gefressen«, und die lustige Internetseite »www.mehr-demokratie-wagen.de« fragt kritisch: »Hat Stoiber nur Kreide gefressen oder eine Verwandlung vom Saulus zum Paulus durchgemacht?«

Das ist in der Tat eine knifflige Frage von erheblicher Relevanz, auch – und gerade – für viele Jung- und Erst-Nichtwähler.

Gewiß ist Stoiber bemüht, sein Image zu verändern. Seine Wahlkampf-Strategen haben in langer Arbeit des Kanzlers und des Kandidaten Schwächen analysiert. Dabei kamen sie zu dem Ergebnis, daß Schröder bei vielen Arbeitern, Arbeitslosen und Rentnern unbeliebt ist, Stoiber aber auch. Um das zu ändern, prangert Stoiber die »soziale Kälte« an und ruft nach »sozialer Symmetrie«. »SPD fördert Klassen-Medizin« schrieb sein Zentralorgan für Klassenkampf, der »Bayern-Kurier«, und bei einer Rede vor dem DGB-Bundeskongreß sagte Stoiber: »Die zentralen Anliegen des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Arbeit und soziale Gerechtigkeit, das sind auch meine zentralen Anliegen.« Auf den Zwischenruf »Henkel!« erwiderte er: »Henkel zähle ich nicht zu meinen Freunden. Der hat 1998 woanders Sekt geschlürft.« Auf diese Weise lernten die DGB-Delegierten den Zusammenhang von verschiedenen Kapitalfraktionen einerseits, verschiedenen Bundestagsfraktionen andererseits.

Daß die CSU sich zusammen mit den Gewerkschaften gegen Kürzungen beim Arbeitslosengeld aussprach, ging ihrem Wunschpartner FDP dann doch zu weit: »Das derzeitige Herumgeeiere von CDU und CSU helfe nicht weiter, sagte der stellvertretende FDP-Vorsitzende Döring« (»FAZ«). Aber die Union möchte ja bei den Bundestagswahlen auch mehr Stimmen gewinnen als die FDP, da muß man schon mal solche Sachen sagen, vor allem, weil Stoiber errechnet hat, daß »jeder fünfte Wahlberechtigte in Nordrhein-Westfalen« wohnt: »Nordrhein-Westfalen ist das Schlüsselland für die Bundestagswahl.« 1998 hatte die SPD dort 46 Prozent der Stimmen gewonnen.

Damals ging es in NRW noch Rau aber herzlich zu. Jetzt heißt der Ministerpräsident Clement und die SPD-Ortsverbände gelten als Schwerpunkte organisierter Kriminalität. Wenigstens den Oberhausener Konzern Babcock-Borsig (an dem das Land über die Westdeutsche Landesbank indirekt beteiligt ist) wollte Clement »retten« (die Babcock-Tochter Steinmüller hat die Kölner Müllverbrennungsanlage gebaut, man kennt einander also), aber auch das ist nicht gelungen. »Die Wähler in NRW werden der SPD die seit langem gewohnte Stützung der Traditions-Industrie nicht länger zutrauen«, schreibt das »Handelsblatt« und fragt: »Wenn aber selbst das den roten Konservativen dort nicht mehr gelingt, warum sie dann wählen?«

Gute Frage. Der nordrhein-westfälische CDU-Vorsitzende Rüttgers schwärmt schon: »Edmund Stoiber kommt bei uns im Westen hervorragend an. Das Ruhrgebiet kämpft für Stoiber.« Und Stoiber kämpft für das Ruhrgebiet und seine kleinen Männer: »Es kann doch nicht angehen, daß der kleine Mann mit der Telekom-Aktie Geld verliert und die Manager explodierende Gehälter haben.« Die Gewerkschaften bat er, sie möchten »sich endlich von dem Bild lösen, ich sei ihr Feind. Gewerkschaften sind, auch wenn sie wie andere Großorganisationen Probleme haben, ein unverzichtbarer Teil der Gesellschaft. Das Klischee, ich sei der Gewerkschaftsfresser, ist doch absoluter Blödsinn.«

Die Arbeiter waren damit gewonnen, fehlten noch die Frauen. Aber nicht lange. Erst machte Stoiber die »talentierte hübsche junge Frau« (»FAZ«) Katherina Reiche (»ledig, Mutter und aus dem Osten«) zur künftigen Erziehungsministerin. Daraufhin verlangte der Kölner Kardinal Meisner, die CDU solle das »C« aus ihrem Namen streichen. Und so konnte Stoiber Frau Reiche gegen die Angriffe des tosenden Katholiken in Schutz nehmen und sich damit bei Protestanten und Heiden beliebt machen. Angela Merkel, nach ihrer Meinung zu der Forderung des Kardinals gefragt, antwortete: »Das Verhalten von Jesus ist sehr breit gefächert, was den Umgang mit Frauen angeht.« Das ist offenbar das Ergebnis

jahrelanger, von der Hanns-Seidel-Stiftung finanzierter Forschung: Jesus hatte sehr breit gefächerten Umgang mit Frauen. Weiß das der Kardinal?

Ein Leser von »Metall«, der Zeitschrift für die aufgeweckte Arbeiterklasse, ist schon verunsichert: »Meines Erachtens kann Stoiber kaum schlechter sein als Schröder. Wen sollen wir lieber beim Wort nehmen?« Schwer zu sagen. Die Gewerkschaften will auch Stoiber vorerst nicht verbieten. Und grausam wird's, im einen wie im andern Fall, erst nach der Wahl. »Wir werden den Teufel tun und jetzt Grausamkeiten verkünden«, sagte ein CDU-Wirtschaftsexperte der »Financial Times Deutschland«.

Gemeinsam in einer großen Koalition wollen SPD und Union nicht regieren, denn das könnte, so Stoiber, »den Rändern ungeheuren Auftrieb geben« und »zu einer nicht ganz kalkulierbaren Veränderung der Parteienlandschaft führen«. Deshalb muß es in einer parlamentarischen Demokratie immer eine Volkspartei geben, die für die Grausamkeiten zuständig ist (das nennt man Regierung) und eine, die sie anprangert (das nennt man Opposition). Diese Rollen können ohne Probleme alle vier Jahre getauscht werden.

Stefan Frank schrieb in KONKRET 6/02 über den Zustand der US-Wirtschaft

Konkret 08/02, S. 38

Michael Rudolf

Spartaküßchen für die Dame

Kommunisten und Frauen haben es schwer in der patriarchalkapitalistischen Gesellschaft. Sie symbolisieren den Haupt- und den Nebenwiderspruch, und manchmal deren Symbiose im Dreivierteltakt

»Sie sind kreativ, innovativ und kompetent. Widerständen und Vorurteilen setzen sie ihr Können entgegen. Sie vertrauen ihrem Instinkt und gehen ihren eigenen Weg, der sie ganz nach oben führt.« Wer im bayerischen Fernsehen derart angekündigt wird, dürfte sein Glück in einer Oberpfälzer Gebrauchtwagenklitsche längst gemacht haben. Aber nein, es sind die neuerdings so beliebten »Powerfrauen«. »Powerfrauen aus den Medien zeichnen im Gespräch ihren eigenen Weg an die Spitze nach. So wird durch die biographische Perspektive das ganze Spektrum weiblicher Lebensentwürfe spürbar.« Mein lieber Schwan, nu geht’s aber ab.

Mercedes Riederer, Chefredakteurin vom Hörfunk des Bayerischen Rundfunks, Susanne Porsche, Film- und Fernsehproduzentin aus München, Patricia Riekel, Chefredakteurin von »Bunte«, und Tissy Bruns, Vorstandsvorsitzende der Bundespressekonferenz und Leiterin des Parlamentsbüros der Tageszeitung »Die Welt«, allesamt fünfzigjährig und unverkennbar »Top-Frauen in den Medien«, treffen sich am 23. Juni 2002 (Wiederholung am 14.8., 20.15 Uhr, auf BR-Alpha) zur ElefantInnenrunde im Bayern-TV und reden sich unter der schnarrenden Anleitung von Ulrike Leutheusser um Kropf und Kragen. Etwa so: »Die ›Bunte‹ hat sich unter der Führerschaft Patricia Riekels zum Zentralorgan und Leitmedium der Berliner Republik entwickelt. – Frau Riekel, Sie machen People-Berichterstattung, was ist das?« Manche Comedy-Sedung beginnt heutigentags öder.

Prima inter pares in der Führerfrauenrunde aber ist die Dame Bruns. Geboren 1951 in Zeitz, studierte sie Mathematik und Geschichte, war Lehrerin und »Redakteurin bei verschiedenen Zeitungen«. Seit 1999 steht sie an der Spitze der Bundespressekonferenz, eines Zusammenschlusses aller Parlamentskorrespondenten, »um gemeinschaftlich Informationen zu erwirtschaften«. Wie wir uns das genauer vorzustellen haben, entnehmen wir ihrem nächsten Satz: »Härtere Konkurrenz, höheres Tempo und die unwiderrufliche Dominanz des Bildes über das Wort – die Zeit ist knapper geworden.« Und zwar ist die Zeit knapper geworden, weil »immer mehr Nachrichten produziert werden«. Und warum das jetzt auf einmal? »Hinten lauert das Internet, sag’ ich immer.« Aha. Und das alles nennt die Domina des Bildes einen »schwierigen Umstellungsprozeß«. Wird schon sowas sein.

Während nun Frau Riederer am schönsten schüchtern dasitzen darf, Frau Porsche sich benimmt wie die Frauen, die oft Gassi gefahren werden, hat Frau Riekel Frau Leutheussers Frage nach der People-Berichterstattung bemerkt und angemerkt, daß die »Vermittlung von Inhalten in der Politik unmittelbar mit ihrer Inszenierung« zusammenhänge, zum Beispiel Scharping. Da weiß die Berliner Welt-Bild-Top-Frau aber besser Bescheid. Scharping, zum Beispiel, sei »immer« ihr »beliebtestes Beispiel, wie schwierig diese Inszenierung ist«. Gerhard Schröder sei der »good guy«, der, »medial durchinszeniert«, sogar eine Haartönungsaffäre gelassen durchstehe, die Angela Merkel hingegen ließe überhaupt keine Inszenierung erkennen. Und weiter geht’s mit dem Herrschaftswissen: »Das Problem der Inszenierung ist: Sie muß stimmen, sie muß echt sein. Man muß ... den authentischen Menschen fühlen können. Und ich ... habe das Gefühl ..., die Wählerinnen und Wähler merken ganz gut, wo was falsch ist und wo Sachen stimmen.« Das nun wäre uns neu. Aber was nützte einem Rudolf Scharping jedwede Inszenierung. Auch ohne diese fühlt man den authentischen Menschen Scharping – einen Menschen, dem man vor lauter überquellender Authentizität Stützräder ans Velo basteln und vor dem man, wenn er im Sinn seiner Amtsausübung den Mund öffnet, einfach nur davonlaufen möchte.

Fortlaufen können die Gesprächspartnerinnen von Tissy Bruns erst mal nicht. Jedenfalls nicht, solange die Sendung läuft. Denn sie stellt die Mutter aller Fragen: »Müssen die Frauen so werden wie die Männer«, wenn sie nach oben wollen? Nachrichtenproduzentin Bruns illustriert ihre Antwort, nämlich ein entschiedenes Jein, mit einem Schwank aus ihrem »persönlichen kleinen Leben«: »Mir war das irgendwie peinlich, daß mir der Kaffee gebracht wurde – ‘ne Zeitlang. Und das ist natürlich wirklich Unfug. Also, es gibt ‘ne Arbeitsteilung. Man muß adäquat mit ihr umgehen. Und dann gehört eben auch dazu, daß wenn man eine bestimmte Verantwortung und Position hat, daß mir der Kaffee gebracht wird.« Und nicht etwa Tee. Männer hätten ihrer Ansicht nach mit dem Kaffeebringenlassen überhaupt keine Probleme, das muß man sich mal vorstellen. Wenn man sich aber erst einmal adäquat ans Kaffeebringenlassen gewöhnt habe, dann könne man kreativ, innovativ und kompetent dafür eintreten, »daß Führungs- und Machtstrukturen sich ein bißchen ändern gegenüber dem, was wir bisher kennen. Ich bin da keine Revolutionärin – mehr, würde ich mal vorsichtig sagen. Aber ich habe schon den Anspruch, daß ich bestimmte Sachen besser mache, als ich sie ewig und ewig kennengelernt habe.«

Das kann sie vorsichtig so stehen lassen, denn an ihre burschikosen Zeiten beim MSB Spartakus/Rote Blätter, bei der Deutschen Volkszeitung und bei der früher mitunter linken Berliner »Tageszeitung« dürfte sie sich kaum noch erinnern, und ihre Top-Frauen-in-den-Medien-Kolleginnen (»bekannt durch ihre Events und Aktivitäten« – Leutheusser) werden sicher gar nicht ahnen, was das alles gewesen ist.

Viel wichtiger ist ja: »Frauen haben zwei Verantwortungen« und sind »auf die privaten Zusammenhänge angewiesen«. Auf »privates Hinterland«. So. »Uns fehlen die Vorbilder«, aber »wir schreiben die Rollen neu«. Genau. Und »unser Ehrgeiz ist anders sortiert«. Auch richtig. »Meine Güüüte, diese Kämpfchen und Kämpfe. Hier sitzt mein wunderbarer Sohn! Das ist mir völlig wurscht, was die da machen.« Womit die Informationserwirtschafterin sicher ihre vormals revolutionären Mitstreiter meint. Während es doch arg viel schlimmere Dinge auf dieser Welt und sicher auch in Springers »Welt« gibt, daß »immer irgendwo, wie ich mit meiner Freundin dann immer so sage, da ein Mann sitzt, der eine kluge Frau einfach nicht in Ruhe arbeiten läßt«. Die Hörfunkchefin, die Schriftleiterin der »Bunten«, die Porscheproduzentin nicken alles ab, und Moderatorin Leutheusser findet die »Diskussion« sogar »spannend« und einen »Beitrag für eine humanere Welt«.

Außerdem sei sie – einmal richtig in Fahrt – durch ihren Sohn ein »Organisationsgenie« und ein »Meister der Zeitökonomie« geworden, und das meine sie jetzt ganz ohne »diese Larmoyanz in der feministischen Bewegung«, meint die kluge Frau Bruns. Sie meine auch, daß da insgesamt ein guter Anfang gemacht sei: »Christiansen, Maischberger, Illner« seien »als politische Moderatoren führend«. Kann sie ruhig. Nur, nach allem, was ich immer mit meiner Freundin bisher von ihr hören mußte, wäre es ein noch besserer Beitrag für eine humanere Welt, wenn sich ein paar entschlossenere Männer mehr bemühten, solche Top-Frauen in den Medien einfach an der Arbeit zu hindern. Und zwar für immer.

Von Michael Rudolf ist gerade »2.000 Biere – Der endgültige Atlas für die Bierwelt« (Oktober Verlag) erschienen

Konkret 08/02, S. 40

Hartwig Vens

Kunst & Gewerbe

Kontingent sein

Der Veranstaltung war ein Wort des italienischen Philosophen Giorgio Agamben vorangestellt: Das Schreiben markiere »den Übergang von der Potenz zum Akt«, deshalb sei jeder Buchstabe immer auch die »Nicht-Verifizierung von etwas«. Will heißen: Jede Handlung ist immer auch die Verneinung jeder Alternative, oder, mit einem Sprichwort: »Hätt' der Hund nicht geschissen, hätt' er den Hasen gefangen.« Auf diesem Niveau bewegte sich, nicht ganz unerwartet, der Kongreß »Die Kraft der Negation« Ende Juni in der Berliner Volksbühne.

Geladen hatte Diedrich Diederichsen, und es fand sich die aus »Spex«, »Texte zur Kunst« und »Beute«/«Subtropen« bekannte kulturdiskursive Theorieklientel zusammen, deren Existenz sich seit Monaten um die magische Formel vom *Empire* dreht. Die gleichfalls magische Formel von der »Negation« und ihrer Kraft trachtete man mit einem Ringtanz aus Podiumsdiskussionen, Filmen, Musikdarbietungen und Installationen zu beschwören. Banale Vorarbeiten politischen oder theoretischen Erkenntnisgewinns wie Begriffsklärung, präzise Fragestellung und Analyse übergingen die Veranstalter absichtsvoll. Die »Negation« stand herum als ein Fetisch, den jeder nach seinem Gutdünken handhaben durfte.

Diederichsen etwa meinte, das »Nein« als letzte Gewißheit einer realpolitischer Alternativmodelle beraubten Linken zu erkennen, ohne in Betracht zu ziehen, daß das »Nein« (zur »Überfremdung« beispielsweise) in den Bestand der Rechten übergegangen sein könnte.

Unter »negative Musik« subsummierte man, worüber eine Podiumsrunde diskutierte und was später die durchaus bemerkenswerten Formationen Black Dice und Zeitkratzer zur Aufführung brachten. Verweigerung, Destruktivität, Häßlichkeit – vieles kann künstlerisch als negativ begriffen werden. Daß diese Haltungen einen Kanon gebildet haben, mithin als künstlerische Attitüde, Genre oder Marktsegment längst affirmative Wurzeln geschlagen haben, blieb unberedet.

Auf Video diskutierte Adorno (Stichwort »negativ«) mit anderen akademischen Kulturfachleuten über Samuel Beckett, und auf der Leinwand gab es »negative Filme«. Überall vieldeutigte und oszillierte es; Gesten, Anrufung, Symbolik, zusammenfließend zum überspannenden Mantra: negativnegativnegativnegativ ...

Zahlreiche Redner zitierten Adorno. Das war ganz schön kühn, nachdem Diederichsen selbst vor nicht allzu langer Zeit den Optimismus gegenüber der Übellaunigkeit als progressivere Haltung, die Methode der Kritik als überlebt deklariert hatte.

Negativität kann aber wahlweise auch Linksradikalismus, Technokultur oder Globalisierungsgegner heißen und ist auch mit dem Beruf des Diskussionskameraden Mark Siemons, Ex-Berlinredakteur der »FAZ«, problemlos zu vereinbaren, wenn dieser einige Seiten hinter seinem Leitartikler und dessen Aufruf, dem Tschechen die Rücknahme der Beneschdekrete abzupressen, über neo-negative Attitüdenpartikel im Kulturdiskurs nachgrübelt.

Kurz: Es war kläglich, und das nur zu einem guten Drittel gefüllte Auditorium leerte sich immer mehr. Nur wenige verharrten apathisch vor der Konfusion des negativfühligen Geplappers.

Konkret 08/02, S. 40

Volker Weiß

Kunst & Gewerbe

Gegen Konsumzonendesign sein

Daß Gleichzeitigkeit Kritik mitunter töten kann, verdeutlichte letztes Jahr in Karlsruhe die ZKM-Ausstellung »[ctrl]space« über Herrschaftsausübung im öffentlichen Raum. Der Angriff auf die ungebrochene Kontrollmacht des Eigentums wurde im Augenblick seiner Darstellung musealisiert, die Ausstellung versackte im Ambiente der baden-württembergischen Prestige-Location. Anders formulieren in dem Band *Bignes?* (B-Books) Künstlergruppen die *Kritik der unternehmerischen Stadt.* Das Buch, herausgegeben von Jochen Becker, greift den städtebauerischen Trend auf, den öffentlichen Raum zur sicheren Konsumzone zu designen - Ausschluß gefährlicher Gruppen inklusive. Man trifft hier Bekannte, z.B. das Hamburger Park-Fiction-Projekt, das zur Zeit auch auf der Documenta vertreten ist. Europäische Kunsthallen fanden dessen demokratische Raumplanung revolutionär. Und wie zur Bestätigung bekamen die Künstler von der Hamburger Polizei öfter die Knochen gebleut.

Die Kunsthalle ebenfalls verlassen und auf diese Weise einen Rechtsstreit provoziert hat eine Aktion der Radiokunstgruppe Ligna des Hamburger Radios FSK. Ligna lud zum »Radioballett« an den Hamburger Hauptbahnhof, einer »Übung in unnötigem Aufenthalt«. Via Radio wurde den Teilnehmenden vorgeschlagen, im Bahnhof bestimmte Gesten auszuführen. Erforscht werden sollte »die Grauzone zwischen □erlaubten□ und □unerlaubten□ Gesten □ wie z.B. die zu reichen und die Hand aufzuhalten«. Diese 90 Grad können für ein Hausverbot entscheidend sein. Hörerinnen und Hörer sollten sich mit Radios auf dem Bahnhofsgelände zerstreuen und nach der Anleitung handeln; als zerstreute Menge, nicht als Massenornament. Die Eigentümerin der Bahnhöfe, eine Tochtergesellschaft der Bahn AG, sah im »gestischen Radiohören« eine Störung und verbot die Aktion. Das Oberlandesgericht Hamburg wies jedoch den Antrag auf eine einstweilige Verfügung ab. Im Gegensatz zur Eignerin meinte das OLG, daß die Bahn auch bei privatrechtlicher Organisation nicht uneingeschränkt ihr Hausrecht ausüben könne. Das Grundrecht auf »freie Meinungsäußerung und Freiheit der Kunst« wiege schwerer. Die Entscheidung kam für die Bahn unerwartet, hatte sie doch in den letzten Jahren eine andere Rechtswirklichkeit, vermittelt über Hausverbote und Platzverweise, etabliert. Auch wenn Ligna für einen Tag gewonnen hatte □ Bettler müssen natürlich nach wie vor draußen bleiben.

Konkret 08/02, S. 41

Marit Hofmann

Kunst & Ge erbe

Doof sein (von heute)

Unter der Überschrift »Die Bildungslücke – Doof sein ist von gestern. Jede Woche zehn Fragen zu Ihrer Allgemeinbildung« will auch die »Frankfurter Rundschau« ihren Beitrag gegen die fortschreitende Volksverdummung leisten. Aber was, wenn die Quizmaster noch dümmer sind als ihre Kandidaten? Zur Frage »Wer hat das Stück Mutter Courage und ihre Kinder geschrieben?« bietet die »FR« folgende Lösungsmöglichkeiten an: »a) Francois Villon, b) Bertholt Brecht, c) Friedrich Dürrenmatt«. Oder vielleicht doch Göte?

Können oder nicht können

Eigentlich ist Fran ois Ozons Komödie »8 Frauen« (zur Zeit im Kino) mit großen französischen Schauspielerinnen wie Catherine Deneuve, Isabelle Huppert, Fanny Ardant, Emanuelle Béart und der bezaubernden Neuentdeckung Ludivine Sagnier unbedingt zu empfehlen. Es gibt da nur einen Haken: »Für die deutsche Synchronisation«, schwärmt der Constantin-Verleih, »hat sich ein beeindruckendes Ensemble deutscher Schauspielerinnen zusammengefunden: Hannelore Elsner, Senta Berger, Katja Riemann, Nina Hoss, Ruth Maria Kubitschek, Nicolette Krebitz, Jasmin Tabatabai und Cosma Shiva Hagen geben den 8 Frauen ihre Stimme. Nach dem Motto: Das *Who is who* des französischen Films trifft die Crème de la Crème der deutschen Schauspielerinnen.« Spätestens wenn dann nach der dankenswerterweise im Originalton belassenen Gesangseinlage der Huppert plötzlich wieder die Riemann schnarrt und auch der letzte Charme flöten geht, werdet ihr merken, daß die »Crème de la Crème der deutschen Schauspielerinnen« auch dann Unheil anrichtet, wenn man sie gar nicht sieht.

Frei sein – leicht gemacht

»Klettern Sie auf einen Baum, oder springen Sie doch mal vom Zehnmeterturm« empfiehlt »Men s Health«, das Gesundheitsmagazin für Körper, Seele und Waschbrett. Desgleichen eine »Wanderung oder eine Fahrradtour zur Quelle eines Flusses – das ist Philosophie mit den Füßen«. Die Vorschläge gehörten, erläutert der Fußphilosoph, »einfach« zu den »Dingen, die ein Mann machen muß«. Und warum muß ein Mann auf einen Baum klettern? »Einmal wieder alleine ganz oben, den Wind und diese unglaubliche Freiheit fühlen – das geht nur auf einem Baum. Früher waren Sie häufig dort oben in den Baumspitzen, unten waren die Eltern geteilter Meinung: Vater stolz, Mutter besorgt. Und heute? Da übernimmt beides ihre Freundin.« Ein Akt der Emanzipation. Er sei den Herren gegönnt. Aber ist es nicht etwas inkonsequent, um nicht zu sagen, weibisch, wenn »Men s Health« den Naturburschen in spe dann auch noch folgende Anleitung zum Verwegensein mit auf den Baum gibt: »So finden Sie einen optimalen Kletterbaum: Gut eignen sich einzeln stehende Bäume, denn bei denen teilen sich die Äste kurz über dem Boden. Die Baumsorte ist egal. Am einfachsten zu erobern sind aber die großen Fichten.« Und könnte es sein, daß die Männer von »Men s Health« von ihren fitneßstudiogestählten Lesern annehmen, sie seien bereits mehrfach vom Baum gefallen und auf dem Kopf gelandet? »Tipp: Um auf Nummer sicher zu gehen, sollten die Äste mindestens so dick sein wie ihr Unterarm.« Fehlt nur noch der Rat, die Anleitung nicht während des Kletterns zu lesen.

Gehorsam sein

Wer kümmert sich eigentlich um die Sorgen und Nöte der Bundeswehrsoldaten, die auf dem Balkan, in Afghanistan oder an anderen gruseligen Ecken der Erde ohne Mikrowelle und Ballermannkneipen ihr Dasein fristen? Da wären zum Beispiel die Heerespsychologen, die etwa über die Frage nachdenken, ob man bei Auslandseinsätzen Bordelle einrichten soll: »Wenn das eine Ehefrau mitkriegt, daß ihr Mann da reingegangen ist, und sei es auch nur, weil er dienstlich da rein mußte, ist die Ehe kaputt.« Für diese Problemlage hat auch Truppenbetreuer Gunter Gabriel (»Es steht ein Haus im Kosovo«) Verständnis. Mit kritischem Blick bemängelt er die Isolation des Lagerlebens und beschwert sich, daß von seinen Kollegen aus dem Showbizz keiner auftaucht, um die »Boys aus good old Germany« bei Laune zu halten. Tauschen würde er allerdings um keinen Preis: »Wer will schon für 180 Mark pro Tag in der Ungewißheit leben, was zu Hause passiert? Ich nicht!«

Die Zitate sind die Höhepunkte des Films »Soldatenglück und Gottes Segen« (seit Juli im Kino), der sonst genauso öde ist wie das Soldatenleben im Auslandseinsatz, das er dokumentieren will. Aufstehen, Stiefel putzen, antreten, Post und Fußballergebnisse entgegennehmen, ausrücken, die Lage beobachten, abhängen, Moorhuhnschießen, saufen. Um den »Kontrast zwischen Anspruch und Wirklichkeit des Einsatzes« und den zwischen der Unerfahrenheit der deutschen Truppe

und der Professionalität der britischen und amerikanischen Soldaten ging es den Regisseuren Ulrike Franke und Michael Loeken. Hochinteressant für jeden, der sich für so was interessiert.

Konkret 08/02, S. 43

Joachim Rohloff

Plöd wie Pisa

Kultur-Kolumne

Vor ein paar Jahren erwiesen sich viele Erwachsene als unfähig zu errechnen, wie lange es dauern werde, bis die Telekom, die einen jährlichen Gewinn von einer Milliarde Mark verzeichnete, ihren Börsenwert von 600 Milliarden tatsächlich würde erwirtschaftet haben. Heute sitzen sie noch immer auf ihren Aktien, aber von den Kindern verlangen sie Arithmetik. Sie beherrschen weder den Konjunktiv noch die Zeitenfolge und klagen über die geringen sprachlichen Fähigkeiten unserer Schüler. Seit langem stecken auch die führenden Köpfe der Wirtschaft lieber hinter der »Bildzeitung« als hinter der »FAZ«, und der Bundeskanzler gibt gerne zu, das gute Buch von Grass oder Dahrendorf lese er nicht mehr, lieber lade er den Autor ein und lasse sich von ihm erzählen, was drinsteht. Trotzdem kritisiert er die sich ausbreitende Abneigung gegen alle schriftlichen Botschaften, die sich nicht auch als SMS versenden lassen, weil sie angeblich dem Standort schadet.

Aus dem Gerede über die sogenannte Pisa-Studie und die deutsche Bildungskatastrophe ist immer wieder der entschuldigende Hinweis zu vernehmen, die Schule könne nicht nachholen, was das Elternhaus versäumt habe. Aber noch weniger kann sie die Zerstörungen reparieren, die tagtäglich von den öffentlichen Medien angerichtet werden. Die ARD entledigte sich ihres Bildungsauftrags, der nicht zuletzt die Erhebung von Rundfunkgebühren rechtfertigen soll, jahrelang so: »Dieser Spielfilm wurde Ihnen präsentiert von das Erste und ›TV-Spielfilm‹, Ihre Programmzeitschrift.« Denn die Corporate Identity, hatte der Texter auf der Fachhochschule gelernt, läßt sich nicht deklinieren, im Dativ wird sie nur von knapp einem Viertel aller Befragten wiedererkannt. Der Vorschlag eines Referenten, man solle doch, damit auch die sensibleren Zuschauer ihr Abendessen noch bei sich haben, wenn Wickert kommt, aus dem passivischen Satz einen aktivischen machen, wurde von der Intendantenkonferenz abgelehnt. »Diesen Spielfilm, diesen Spielfilm … det vasteh ick nich«, sagte der Vertreter des SFB, ein Ehrenprofessor mehrerer philosophischer Fakultäten.

Wer mit das Erste sechs Jahre alt geworden ist, dem erscheinen der Lehrer, der ihm nun plötzlich mit dem Dativ kommt, als ein weltfremder Spinner und die Grammatik als eine esoterische Wissenschaft. Wieso soll es denn plötzlich »der König von Belgien« heißen, obwohl es doch »das König der Biere« heißt? Man dreht den Deutschlandfunk auf, hört vom »Bodensee-Absturz« und vom, nein: von »Noch-Telekom-Chef Sommer« und muß es deshalb für ein Zeichen höherer Bildung halten, nicht zu wissen, wann und warum Römerchef Cäsar dem Brutus-Mord zum Opfer fiel. Wenig später ist von irgendwelchen »Rolf-Dieter-Brinkmann-Gedichten« die Rede, es wird aber nicht verraten, wer sie geschrieben hat.

»Schröder sagte, er hätte die Currywurst gern gegessen.« Kennte man unsere Journalisten nicht, könnte man diesem Satz die Information abgewinnen, daß Schröder die Wurst nicht gegessen hat. Wenn man aber in der Redaktion der »Taz« anriefe, um sich zu vergewissern, stieße man auf Unverständnis. Gewiß habe Schröder die Wurst gegessen, würde man vermutlich beschieden, er habe doch sogar ausdrücklich gesagt, daß er sie gern gegessen habe. Denn wer nicht lesen und nicht schreiben kann, kann ja immer noch Journalist oder Schriftsteller werden. Und wenn er sagen möchte, eine Unterhaltung auf Englisch falle schwer, dann sagt er nicht etwa, es falle schwer, sich auf Englisch zu unterhalten, sondern: »Das Sich-auf-Englisch-Unterhalten fällt schwer.« Diesen Satz schreibt er in seinen Poproman und wird vom Goethe-Institut auf eine Welttournee geschickt.

Was schlagen nun die Politiker zur Lösung des Problems vor, dessen Teil sie sind? Die FDP biedert sich ihren Wählern an, und obwohl sie vor Jahren die drei Punkte aus ihrem Namen entfernt hat, will sie demnächst noch einmal einen ähnlichen Versuch unternehmen und sich »FDP *grins*« nennen. Im übrigen gilt, was der zuständige Sprecher ihrer Bundestagsfraktion herausgefunden hat: »Nach der in der Wirtschaft längst üblichen best-practice Methode müssen sich alle Länder bei den ermittelten Ergebnissen am besten Land, insbesondere aber an den besten OECD-Ländern, orientieren.« Aha, nicht den Schlechten sollen wir also nacheifern, sondern den Guten. Drückt man diese Banalität mit den imposanten Vokabeln der New Economy aus, schreibt sich das bildungspolitische Programm ganz von alleine. Und bald werden wir wohl das Schüler-Profiling haben, und »Focus« veröffentlicht das Rating der tausend besten Grundschulen.

Über die Bildungspolitik der SPD möchte man lieber nichts mehr erfahren, wenn man einmal die Reden des neuen brandenburgischen Ministerpräsidenten Platzeck gelesen hat. In fast jedem zweiten Satz stimmt der Numerus des Subjekts tatsächlich mit dem Prädikat überein; dieselbe Trefferquote hätte aber auch ein Schimpanse erreicht.

In Stoibers »Kompetenzteam« ist die baden-württembergische Kultusministerin Schavan für die Forschung und die Bildung zuständig. Ihre offizielle Biographie auf der offiziellen Homepage der CDU teilt mit: »Sie war danach (bis 1995) sieben Jahre Leiterin des Cusanuswerks, einem bundesweit tätigen Institut der Begabtenförderung.« Trotzdem findet sie weder in ihrem Ministerium noch in ihrer Partei auch nur einen einzigen Begabten, der ihr die Texte richtet. Von den Schülern erwartet sie Leistungsbereitschaft, also einen bedingungslosen Willen, den Wünschen heutiger und künftiger Personalchefs zu entsprechen, und von den Eltern und den Lehrern den »Mut zur Erziehung«. Mit dem humanistischen Bildungsideal kommt uns zum Glück nun selbst die CDU nicht mehr, zu gründlich ist die Ideologie von der klassischen

Bildung, die den besseren Menschen mache, inzwischen diskreditiert. Daß sie aber den Methoden, mit denen es seinerzeit einem Heinrich Himmler eingetrichtert wurde, immer noch hinterhertrauert, beweist das Gerede von den Kopfnoten und den Schuluniformen. Denn Erziehung muß sein, wenn auch keiner mehr weiß, wozu.

Auf einer Feier des »evangelischen Arbeitskreises« seiner Partei stellte Roman Herzog neulich die Frage: »Was muß der Mensch eigentlich wissen? Muß er wirklich, um es zu übertreiben, Karl IV. und Karl V. noch unterscheiden können?« Nein, möchte man antworten; es sei denn, er machte aus diesem Vermögen einen Beruf und würde Historiker. Oder er bewürbe sich bei Günther Jauch. Dann allerdings müßte er auch noch in der Lage sein, zwischen Verona und Naddel zu unterscheiden.

Ja, in der Tat, es wird alles immer schlimmer. Der Merkwürdigkeit, die obigen schrulligen Anschauungen ausgerechnet einer Leserschaft vorzutragen, deren Mehrheit die Orthographie für den Beginn des Faschismus hält und deshalb einen emanzipatorischen oder doch zumindest perspektivisch emanzipatorischen Gebrauch von der Grammatik macht, bin ich mir wohl bewußt. Aber ich weiß auch, daß ich nicht ganz allein bin. Einige hervorragende Studienräte aus dem Schwäbischen stehen an meiner Seite.

Konkret 08/02, S. 44

Armin Schreiber

Das Ende wieder mal?

Die »epistemologische Maschine« zu Kassel: »Knowledge production« und art reduction auf der diesjährigen Documenta

Als am 26. November 1998 die Findungskommission der Documenta GmbH bekanntgab, daß ein Afrikaner, der in Nigeria geborene Okwui Enwezor, als Leiter der 11. Kasseler Mega-Show fungieren sollte, durfte man sich für ein paar Momente der Vorstellung hingeben, Enwezor könnte ein, zwei wirkliche Überraschungen in petto haben. Die Entdeckung etwa, daß jene durch Stilisierung und Konzentration entstehende Form der Magie, »die zwischen der seltsamen, feindlichen Welt und uns vermitteln soll« (Picasso), in den Arbeiten einiger Künstler »seines« Kontinents tatsächlich zu finden sei, und zwar in neuer, prägnanter, zukunftsweisender Gestaltung. Man denke nur einmal daran, was Picassos legendärer Besuch im »Palais du Trocadéro« (1907), seine Begegnung also mit afrikanischen Masken und Figuren, für ihn und die Kunst des 20. Jahrhunderts bewirkte. Vielleicht würde Enwezor einen erneuten Kurzschluß evozieren mit dem Ziel, unserer durch Selbstbespiegelung und kulturwissenschaftliches Design dominierten Gegenwartskunst dieses verlorengegangene Element zu reimplantieren?

Hirngespinste! Bereits im Vorfeld der 100 Tage zeigt sich, daß mit einem solchen Anstoß kaum zu rechnen ist. Zwar deuten sich eine Reihe auffälliger Akzentverschiebungen an (Weltkunst, nicht Westkunst; Fixierung auf politisch-soziale Fragestellungen; kulturelle Ethik statt Kommerzialisierung etc.), aber Sentenzen wie »künstlerische Aktivität kann sich auch in der Diskussion manifestieren« geben ein unmißverständliches Signal: An der fatalen Fokussierung auf Theorie und Diskurs wird sich nichts ändern, im Gegenteil. Als wollte man dem amerikanischen Kritiker Hilton Kramer, der schon in den siebziger Jahren »ein Gemälde ohne eine dazugehörende Theorie nicht *sehen*« konnte, ein Denkmal errichten und damit zugleich die Feststellung des deutschen Philosophen Odo Marquard, Kunst sei die Zuflucht der Theorie, noch einmal ausdrücklich bestätigen, produzieren auf sogenannten Plattformen, die ab März 2001 in Wien/Berlin, Neu-Delhi, Santa Lucia und Lagos errichtet werden, mehr als 60 »ReferentInnen« – Soziologen, Juristen, Psychologen, Linguisten und Kunsthistoriker (Künstler sind kaum dabei) – in über 90 Präsentationen und Workshops Texte en gros.

Die Inhalte? »Demokratie als unvollendeter Prozeß« lautet der Titel der ersten Plattform und zur Debatte steht, »was die liberale Demokratie verspricht, aber nicht erfüllt«, wie Strategien zur Revision oder Transformation zu denken wären. In Neu-Delhi geht es um »Rechtssysteme im Wandel und die Prozesse der Wahrheitsfindung und Versöhnung«. In der Karibik wird über die weltweite kulturelle Durchmischung diskutiert (»Créolité und Kreolisierung«), die Lagos-Plattform schließlich behandelt die von Kriminalität, Aids, Bevölkerungsexplosion und urbanem Verfall geprägten Lebensbedingungen afrikanischer Großstädte und ihr Zukunftspotential (»Unter Belagerung: Vier afrikanische Städte: Freetown, Johannesburg, Kinshasa, Lagos«).

Die Ergebnisse erscheinen auf über tausend Seiten in fünf Aufsatzbänden; wäre es Literatur, gälte das heutzutage schon als unzumutbar. Hinzu kommen Interviews, die Essays des Hauptkataloges und Texte des »Short Guide«: Mit Eröffnung der Kasseler Exposition – zu sehen als fünfte und letzte Plattform – hat die Documenta ihr primäres Vorhaben, eine »neue Geographie der Kultur« (Basualdo) zu initiieren, weitgehend realisiert und außerdem der Kunst eine neue sogenannte ontologische Verankerung verpaßt.

Während Cathérine David, Kuratorin der Documenta X, noch am Kunstbegriff herumbasteln und fragen mußte, was diesem Medium unter den gegebenen Zeitumständen zuzutrauen sei, bestehen diesbezüglich für Enwezor und sein Team keine Zweifel. Für sie ergibt sich die Funktion der Kunst nahezu zwangsläufig aus der postkolonialen Konstellation unserer Gesellschaften: Sie wird ihre Autonomie aufgeben und sich im Verbund mit »kurzfristig aufblitzenden interdisziplinären Untersuchungen, transitiven, zufallsbestimmten kognitiven Erkundungen, verstreuten Interaktionen, imaginären Archiven, epidemiologischen Statistiken, Fragebögen und Berichten, Wirbeln und Turbulenzen, denen kein Skript zugrunde liegt« (Maharaj) an der Dekonstruktion tradierter Bedeutungshierarchien beteiligen und im beginnenden weltweiten Prozeß einer Neuorientierung maßgeblich engagiert sein: als Teil, »tool« einer »epistemologischen Maschine« zur »knowledge production«. Dabei richtet sich der Blick auf die Schattenseiten der Globalisierung; auf das unterdrückte »Andere«, »Ausgeschlossene«, »mundtot Gemachte«. Erfaßt und archiviert – »Spiegel« und »Enzyklopädie« sind Leitbegriffe der Documenta 11 – wird es zu Baumaterial für »kunstethische Werkstätten, die Optionen und Potentiale produzieren, um sich aktiv in den Lauf der Dinge einzumischen«.

Diese poststrukturalistisch akzentuierte Konzeption ist allgegenwärtig. Sie zeigt sich in der Auswahl der Künstler (Enwezor: »Ich suche einfach nach Leuten mit Engagement und künstlerischer Praxis, die reflektieren, was in der Welt vorgeht«) wie in der Tatsache, daß 70 Prozent aller Arbeiten unter Beteiligung der Kuratoren entstanden sind. Sie prägt die Texte über Künstler und Kooperativen, ist präsent in der Ausstellungsarchitektur bis hin zur Anlage labyrinthischer Gangsysteme, in denen man – umgeben von Informationsfülle – die Übersicht verliert. Oder mehrfach im gleichen Raum landet und registriert, wie zum Beispiel die Videodokumentation über Eskimos unterschiedliche Reaktionen auslöst:

abhängig davon, ob man zuvor »Die Bürger von Calais« (Candida Höfer) oder Ulrike Ottingers artistischen Eisverkäufer (»Südostpassage«) im Blick hatte.

Was die Präsentation der Arbeiten betrifft, so nimmt konsequenterweise das »Hinterfragen« tradierter Vorstellungen relativ breiten Raum ein. Das »Black Audio Film Collective« zum Beispiel setzt sich mit der konventionellen Geschichtsschreibung über »die Schwarzen« in Großbritannien auseinander. Durch die Verlegung in den Ausstellungsraum gibt Ivan Ko`zari´c (Kroatien) seinem Atelier den Status einer Installation, mit der das Prozeßhafte künstlerischen Tuns thematisiert und zugleich »das Konzept retrospektiver Ausstellungen« kritisiert wird, ein Aspekt, der sich unter anderem in Dieter Roths »Große(r) Tischruine« oder dem bemerkenswerten Archiv der Iranerin Chohreh Feyzdjou materialisiert.

Sehr weit gefaßt auch die Dokumentation dessen, was die »epistemologische Maschine« bislang zur Neuorientierung produziert beziehungsweise an Aktivitäten ausgelöst hat: »Groupe Amos« (Kinshasa) zum Beispiel setzt sich auf unterschiedlichen Ebenen für die Gleichberechtigung der Frauen innerhalb der kongolesischen Gesellschaft ein; »Raqs Media Collective« (Neu-Delhi) entwickelt alternative Strategien zur Informationsverbreitung via Internet. Vorgestellt werden die radikal demokratischen Planungen der Hamburger Gruppe »Park Fiction« ebenso wie die Aktivitäten von »Huit Facettes«, einem Künstlerkollektiv aus Senegal, das Dorfbewohnern in »soziokulturellen Kreativitätszentren« traditionelle kunsthandwerkliche Techniken (Batik, Keramik, Brandmalerei) wieder vermittelt und damit zur Entwicklung einer neuen »Art von kollektiver Corporate Identity« beiträgt: Durchweg interessante Informationen, die aber gelegentlich – wenn dann jeder Pinselstrich auf kulturwissenschaftlichem Höchstniveau verbalisiert wird – einen realsatirischen Touch erhalten.

Bei den Notizbüchern des Dr. Fadi Fakhouri indessen, die seine Witwe Zainab Fakhouri dankenswerterweise der »Atlas Group« zu Informationszwecken aushändigte, vor dieser *fiktiven* Dokumentation des libanesischen Künstlers Walid Ra´ad unter anderem über die Wettleidenschaft libanesischer Historiker, die sich während der Bürgerkriege zwischen 1975 und 1990 jeden Sonntag beim Pferderennen trafen, darf man lachen. Hier immerhin kommen – bei allem Ernst – Ironie, Komik, Witz kurz zum Vorschein, die sich sonst gut versteckt halten._Unter den Filmen, Videos und Fotoserien gibt es eine Reihe eindrucksvoller, nachhaltig wirkender Arbeiten: Allan Sekulas (USA) »Fish Story« zum Beispiel, eine 105 Motive umfassende, aufrührende Dokumentation der Arbeitsbedingungen des »maritimen Proletariats«, die zusätzliche Brisanz erhält angesichts des im Nebengang laufenden Videos »Hin- und herschwimmender Fisch« der bereits genannten »Igloolik Isuma Productions«.

Kendel Geers und David Goldblatt, beide in Südafrika geboren, beschreiben Johannesburg und über die Fixierung ummauerter Villenviertel, der bewohnten Müllhalden, der Werkstätten und Kleinstläden im Zentrum etc. gelingt ihnen ein vielschichtiges Porträt dieser Stadt. Hier wie auch im Film »Of Poetry and Poetics« des Inders Amar Kanwar über die Dichtung der Unberührbaren entsteht kompakte Information, die auch ohne konzeptionellen Beistand das Publikum erreicht, die man im Prinzip aber auch – Kommentar eines Besuchers – »über Arte und 3-Sat beziehen kann«.

Was die Malerei betrifft, so ist dieses alte Medium wegen der neuen ontologischen Verankerung der Kunst nur noch durch ein paar Exponate vertreten, unter anderem mit »Multiple-Site Paintants«, einem freistehenden Bild-Objekt des in New York lebenden Argentiniers Fabian Marcaccio. Dargestellt sind unterschiedliche, vielleicht beim Zappen registrierte Orte und Ereignisse – Großstadt als Satellitenaufnahme, chemische Prozesse, Flucht und Folter in Naheinstellung, Elektronikschrott und Kettenspuren im Sand etc. – , die sich hier, überblendet, ineinandergeschoben und durchsetzt mit expressiven Gesten greller Graffiti, zu einem imposanten 70-Meter-Panorama zusammenfügen. Zwar sind, eingeschmolzen in die zuvor präparierte Leinwand, auch fotografische Elemente integriert, aber es ist die Malerei, die über kraftvollen Ausdruck Dynamik und Emotion ins Bild bringt.

Die weiteren Arbeiten sind qualitativ gesehen kaum von Belang und verdanken ihre Anwesenheit nur einem Umstand: Sie passen ins Konzept. Und wie die Kuratoren nicht stört, daß die zur Installation umfunktionierte Werkstatt von Ivan Ko`zari ´c vorwiegend mit Kunstklischees bestückt ist, so nehmen sie billigend in Kauf, wenn das Leiden der Folteropfer – zu sehen bei Leon Golub – in entwürdigender, kunstgewerblich-ästhetisierender Manier zum Bild wird.

Wieder mal ließe sich das Ende der Malerei konstatieren. Oder ist sie nur zeitweilig ins Abseits geraten, weil Enwezor und sein Team zwar, was zu begrüßen ist, *das Fremde*, das sich außerhalb der »Westkunst« artikulierende *unterdrückte andere* deutlich favorisieren, das sperrig-spezifisch *andere* autonomer Malerei jedoch nicht einbinden konnten oder wollten? Maler sind auf dieser Documenta die unerdrückte Minderheit, denn logischerweise findet sich, wo Gemälde wie Querschnitte mittelalterlicher Kloaken oder Inquisitionsprotokolle primär als Spiegel gesellschaftlicher Prozesse gesehen werden, kein Platz für Künstler, die nach langwierigem Formfindungsprozeß neue Sehweisen installiert haben und auf eigenem Terrain, nicht funktionalisiert, ihrer »inwendigen Figur« (Dürer), *ihren* Visionen folgen. Kann sich die Institution »Kunst« diese Ausgrenzung auf Dauer leisten?

Bilder – sie spiegeln nicht Realität, sondern bringen per Bildsprache das Potential der Realität zum Ausdruck – , gute Bilder liefern etwas ganz Bestimmtes, was außerhalb des Mediums nicht zu bekommen ist: die Fixierung nämlich spezifischer Momente der Wahrnehmung, in denen die Dinge der Welt in komprimierter, prototypischer Gestalt und

Konstellation erscheinen. Bilder ergreifen – Picassos Magie – tiefenwirksam den Betrachter durch ästhetische Strategien. Sie evozieren das sogenannte Kunst- beziehungsweise Evidenzerlebnis und, auch ohne Kopfstand und Liegestütz, eine Ausschüttung der prächtigsten Endorphine. Die Möglichkeit zu existentieller Erfahrung dieser Art – für sie gibt es kein Äquivalent – sollte man nicht aufs Spiel setzen. Andererseits steht außer Zweifel, daß die komplexen kulturellen Erscheinungen und Aktivitäten der »Dritten Welt« tatsächlich neu zu sehen und im Gesamtkanon neu zu gewichten sind.

Enwezor inszeniert seine »Documenta als Ausgangspunkt, von dem aus man weitergehen kann«. Aber könnte dieser Fortschritt nicht auch über andere »Repräsentationsfenster« dargestellt und diskutiert werden, ohne die Kunst und ihre Infrastruktur des weiteren zu strapazieren? So, wie sich die Documenta hier präsentiert, werden die außerordentlich wichtigen Inhalte, aber auch die Kunst verharmlost.

Die Documenta 11 ist noch bis zum 15. September in Kassel zu sehen.

Armin Schreiber schrieb in KONKRET 7/02 über Kunst im Reichstag

Konkret 08/02, S. 46

Ren Mar ens

FilmThea er

Ali

Regie: Michael Mann; mit Will Smith, Jon Voight, Mario van Peebles; USA 2001 (Twentieth Century Fox); 160 Minuten; ab 15. August im Kino

Das Leben Muhammad Alis ist besser dokumentiert als das jeden anderen Sportlers, und ein Regisseur, der der Figur noch etwas Neues abgewinnen möchte, nimmt sich somit etwas vor, das nahezu unmöglich ist – zumal, wenn er sich ausgiebig dem spektakulärsten Boxkampf aller Zeiten widmet: dem »Rumble In The Jungle«, den Ali und George Foreman 1974 in Kinshasa/Zaire veranstalteten. Den hat Leon Gast 1996 mit seinem Dokumentaressay »When We Were Kings« schon umfänglich dokumentiert.

Falls jemand deshalb mit Skepsis in Michael Manns Film geht: Der Regisseur nimmt sie ihm schnell, und zwar mit einer extravagant ausgedehnten Eingangssequenz. Zu sehen ist unter anderem Ali beim Joggen, behelligt von Polizisten, die davon ausgehen, daß ein rennender Schwarzer nur auf der Flucht sein kann. Oder Ali bei einer Rede des Sektenführers Malcolm X. Als Gerüst des Intros dient ein Medley mit Songs des 1964 ermordeten Sam Cooke, der Ali kurz zuvor noch bei der Aufnahme einer Single zur Hand gegangen war; zwischen den beschriebenen Szenen fügt Mann immer wieder Ausschnitte aus einem nachgestellten Auftritt des Soul-Sängers ein.

Die Musik in »Ali« ist mehr als bloß Soundtrack, und das liegt aus verschiedenen Gründen nahe: Schließlich geht es um einen Boxer, der im Ring tanzte. Und sein Darsteller (Smith) wurde Ende der achtziger Jahre als Rapper bekannt – unter dem Namen The Fresh Prince. Die beeindruckendste Synthese von Bild und Soul liefert eine Sequenz, in der Alis Gegner Sonny Liston seinen Mundschutz verliert: In ultralangsamer Geschwindigkeit, von einem Orgel-Riff untermalt, sinkt das Kunststoffteil Richtung Boden.

Mann beschränkt seine opulent fotografierte Erzählung auf die Zeit zwischen 1964 und dem Kampf gegen Foreman. In diese Phase fällt auch Alis legendärer antimilitaristischer Widerstandsakt. »I ain’t no quarrel with the Vietcong«, sagte er, als er sich der Einberufung in die Armee verweigerte. Der Beitrag zur Wehrkraftzersetzung brachte ihm ein dreijähriges Berufsverbot ein.

»Ali« ist ein virtuoser und wuchtiger Film, und um diese Wirkung zu erzielen, hat Mann zum Beispiel Will Smith ordentlich leiden lassen: Der mußte sich permanent mit Schauspielern kloppen, die im richtigen Leben Profiboxer sind – Doubles ließ der Maestro nicht zu. So macht Smith, der durchaus auch auszuteilen weiß, eine bessere Figur als jemals zuvor. Mit »Men In Black II« hat das sowenig gemein wie ein WM-Kampf Alis mit einer Prügelei in einer Dorfdisco.

Konkret 08/02, S. 46

Jan Pehrke

FilmTheater

Hundstage

Regie: Ulrich Seidl; mit Maria Hofstätter, Alfred Mrva; Österreich 2001 (Alamode); 121 Minuten; ab 1. August im Kino

Geschichten aus dem unwirtlichen Wiener Vorortleben: Ein Rentner wiegt akribisch seine Einkäufe nach und rollt den laut streitenden Nachbarn seelenruhig seinen lärmenden Rasenmäher vor die Hecke; eine psychisch kranke Tramperin schleudert den Autofahrern Wortkaskaden mit Aufzählungen der beliebtesten Supermarktketten und Sexstellungen entgegen und schwadroniert offen über deren häßliche Zähne, Dickleibigkeit oder etwaige Inkontinenz; ein Sicherheitstechniker präsentiert seiner nach einem Autolack-Zerkratzer fahndenden Kundschaft aus Verlegenheit ebendieses Mädchen als Täterin; ein Mann verprügelt mit seinem Kumpel dessen Freundin und übt dann in ihrem Namen nicht minder sadistisch Rache; ein Paar lebt nach dem Tod seines Kindes stumm nebeneinander her; ein Vorstadt-Beau mit passendem Sportwagen peinigt seine Freundin mit immer neuen Eifersuchtsattacken.

»Der Alltag, den ich zeige, ist recht unangenehm. Jeder weiß zwar, daß es so ist, aber man will nicht so genau hinschauen«, sagt Ulrich Seidl über seinen ersten, teils mit Laien gedrehten Spielfilm. Und in der Tat fragt man sich zunächst, ob die eigene instinktive Abwehrhaltung dem Film gegenüber nicht einem romantischen Humanismus geschuldet ist, der sich vor Seidls schonungslosem Blick auf die Dinge retten möchte. Dann allerdings geht einem auf, daß »Hundstage« kein Doku-Drama ist, sondern eine lustvoll inszenierte Horrorshow, in ihrer Überzeichnung, Eindimensionalität und Reduziertheit eine Art Spitzweg-Idyll mit umgekehrten Vorzeichen.

Der Schläger »Wickerl« etwa gab vor der Kamera am besten sich selbst, wenn er schon eine halbe Flasche Wodka intus hatte, berichtete der Regisseur auf den Filmfestspielen von Venedig. Forcierten Mut zur Häßlichkeit verlangte er auch der Darstellerin ab, die ihren nicht nur vom Alter gezeichneten Körper in schwarzer Unterwäsche Hähnchen-Schenkel knabbernd zur Schau stellt. Die Unansehnlichkeit der Welt soll hier quasi Fleisch geworden und damit in den Rang einer ontologischen Kategorie erhoben sein. Vor dem Äußersten schreckt Seidl dabei in »Hundstage« zurück. Er spart den Gewaltexzeß filmisch aus, setzt mit Stilleben von Sonnenbadern neben Betonmisch-Maschinen auch Ruhepunkte und gönnt sich sogar ein bißchen Sentimentalität, wenn er das trauernde Ehepaar bei strömendem Regen auf der Schaukel ihres toten Kindes vereint. Aber das sind nur Sicherungen, um das Programm des asozialen Realismus unbehelligt von den sonst automatisch auftauchenden Vorwürfen der Menschenverachtung durchziehen zu können.

Konkret 08/02, S. 46

Meike R□ hrig

FilmThea□er

Sprich mi□ ihr

Regie: Pedro Almod□ var; mit Javier Camara, Dar□o Grandinetti; Spanien 2002 (Tobis); 116 Minuten; ab 8. August im Kino

Wer den spanischen Kultregisseur Pedro Almodóvar noch immer mit seinen schrillen Komödien der achtziger Jahre identifiziert, kann sich auf eine Überraschung gefaßt machen. »Sprich mit ihr« ist ein leiser, fast handlungsarmer Film. In schlichten Brauntönen gehalten und mit Landschaftsbildern aus den endlosen Oliven-Monokulturen Andalusiens durchsetzt, gestaltet er sein zentrales Thema: die Einsamkeit.

Den wortkargen Journalisten Marco und den etwas tumben, aber um so geschwätzigerer Krankenpfleger Beningno verbindet ein gemeinsames Schicksal: Die Frau, die sie lieben, liegt im Koma. »Sprich mit ihr«, ermuntert Benigno immer wieder Marco, der hilflos am Bett seiner dahindämmernden Freundin, der Stierkämpferin Lydia, verharrt. Währenddessen kümmert sich Benigno im Nachbarzimmer hingebungsvoll und beredt um seine große Liebe, die bewußtlose Ballettänzerin Alicia.

Dabei geht der Regisseur geradezu dokumentarisch vor, zeigt minutiös technische Arbeitsabläufe, etwa das Hantieren mit Krankenhausgerät, die Vorbereitung der Matadora auf den Stierkampf, die Übungen der Ballettschüler. Menschliche Regungen werden ausgespart oder verlieren sich im Unvermögen zur Kommunikation. In Rückblenden erfährt man die traurige Wahrheit: daß beide Liebesbeziehungen im Grunde Illusionen sind. Lydia wollte Marco längst verlassen, nur der Unfall beim Stierkampf verhinderte den Laufpaß. Und Benigno hatte seine Ballerina zwar von Ferne bewundert, war aber bei Alicia chancenlos.

Aber es gibt auch ein paar Almodóvar-typische, groteske Elemente, die dem Film immer wieder eine unerwartete Wendung geben: So die Ballettszenen der Choreographin Pina Bausch, die den Film eröffnen und beenden und das Thema des Films in Körpersprache übersetzen. Oder der Stummfilm »Der schwindende Liebhaber«, den Almodóvar den Filmklassikern der zwanziger Jahre nachempfunden hat und der die Haupthandlung an entscheidender Stelle für zirka zehn Minuten unterbricht und auf symbolischer Ebene fortführt.

Am Ende sind zwar zwei der vier Protagonisten tot. Für die anderen beiden aber gibt es Hoffnung auf ein Durchbrechen der Isolation, auf eine Rückkehr ins Leben. Das mag man kitschig nennen – oder versöhnlich.

Konkret 08/02, S. 47

Gunnar Schubert

Film des Monats

Casablanca

Regie: Michael Curtiz; mit Humphrey Bogart, Ingrid Bergmann; USA 1942 (Wiederaufführung zum 60. Geburtstag: Neue Visionen); seit 18. Juli in frischen Kopien und erstmals im Original mit deutschsprachigen Untertiteln im Kino

Es gibt Momente im Leben, welche man nicht vergißt, an die man immer wieder erinnert wird. Die berührende Szene in der Literatur, der prägende Satz in einem Gespräch. Oder der erste Kuß, der dann doch nicht das hielt, was die Andeutung aus der Traumfabrik vorgab. Später wird es freilich besser. Der erste Kuß aber – aus Mangel an anderen Örtlichkeiten und wegen der Anonymität – in einem dunklen Kino wird trotzdem ein unvergeßlicher bleiben. Da konnte der Mann auf der Leinwand in »Casablanca« noch so sehr mahnen: »A kiss is just a kiss.«

Casablanca im Dezember 1941. Richard Blaine, genannt Rick, betreibt im formal unbesetzten Teil Frankreichs das Café Américaine. Hier treffen sich die, die auf ein Visum warten, mit denen, die vielleicht eins anbieten. Gegner und Befürworter der französischen Politik. Die Profiteure des Elends und die Flüchtlinge. Und diese »warten in Casablanca. Und warten. Und warten ...« Humphrey Bogart ist Rick. Und Rick ist tatsächlich Bogart. Rauchend, trinkend und schlagfertig mit Härte. So als ihn die Gespielin fragt: »Wo warst du gestern Nacht?« – »Das ist so lange her, ich erinnere mich nicht.« Was er denn heute Nacht täte. »Ich plane nie so lange im voraus.« Die Bitterkeit des Barbesitzers beruht auf der zerstörten Liebesbeziehung zu Ilsa Lund. Kurz bevor beide aus Paris fliehen wollten – die Nazis stehen vor der französischen Hauptstadt – erfährt Ilsa, daß ihr für tot erklärter Mann, der Widerstandskämpfer Victor Laszlo, aus einem Konzentrationslager entkommen konnte und nun krank in Paris ist. Erst auf dem Bahnsteig erfährt Rick, daß Ilsa nicht mit ihm fährt. Er ahnt nicht, warum. Der Schmerz wird ihn nie mehr verlassen. Nun betritt diese Frau mit Laszlo, den Inhaber nicht ahnend, dessen Lokal. Hier sollen sie die Transitvisa erhalten, in deren Besitz mittlerweile Rick gelangt ist. Noch haben sie einander nicht gesehen, da erkennt Ilsa den Pianisten Sam wieder, der noch einmal das Lied aus Pariser Tagen spielen soll. »Spiel es, Sam. Spiel ›As time goes by‹ ... Sing es, Sam.« Rick erträgt das Wiedersehen nicht, seine Hülle aus Unnahbarkeit und Härte hält kaum mehr. In der nächsten, einer bösen und dunklen Szene, sieht man ihn in der leeren Bar vor einer halbvollen, besser halbleeren Flasche Bourbon sitzen. Der hinzukommende Sam versucht ihn abzulenken, wegzuholen. Doch der schwer Angetrunkene will nur das Lied. »Du hast es für sie gespielt. Dann kannst du es auch für mich spielen. Wenn sie es ertragen kann, kann ich es auch.« In diesem Moment betritt *sie* den Raum ...

Nach seiner Publikumspremiere Ende Januar 1943, die Erstaufführung lag zwei Monate zurück, wurde »Casablanca« sofort ein Magnet. Zwei der drei Oscars gab es für den besten Film und für das Drehbuch. Vom ursprünglichen Text des Duos Murray Burnett und Joan Alison, welchen Howard Koch übernahm, war außer dem Skelett nicht mehr viel geblieben. Noch während des Drehs wurde ständig um- und neu geschrieben. Was als Film als grandiose Mischung aus großen Gefühlen, film noir, Melodram und Thriller vorliegt, beschrieb der Darsteller des Victor Laszlo, Paul Henreid, als »oft unproduktives Chaos«. Gelungene Schnitte, die Ausleuchtung und die Intensität gerade auch der Nebenhandlungen, vermochten den Produktionscharakter zu verdecken. Die Mischung aus pointierten Dialogen (*Strasser: Welche Nationalität haben Sie? Rick: Ich bin Trinker. Renault: Und damit ist Rick Weltbürger*.) und den romantischen Szenen gaben dem Film den bis heute gültigen Massencharakter.

Exzellente Schauspieler wie Claude Rains, Conradt Veidt sowie selbstverständlich Ingrid Bergmann als Ilsa erhöhten die Wirkung und machten allerlei Widersprüchliches vergessen. Und natürlich auch Peter Lorre und Sydney Greenstreet, die man kurz zuvor mit Bogart in »The Maltese Falcon« (»Die Spur des Falken«) oder »Across the Pacific« (»Abenteuer in Panama«) gesehen hatte. Die Besetzung und der Genre-Mix machten »Casablanca« zur Nummer eins der knapp 200 zwischen 1939 und 45 gedrehten Anti-Nazi-Filme.

Möglich wurden diese Filme erst mit dem Ende des Isolationismus der USA im Zweiten Weltkrieg und der Zusammenarbeit von Hollywood-Firmen mit Deutschland. Das Datum war der 7. Dezember 1941, der Angriff auf Pearl Harbor; der Eingangsstempel von Warner Bros. auf dem Skript trägt den 8.12.

Über die Fehler des Filmes, die Literatur ist kaum überschaubar, ist viel geschrieben worden. So tragen die Transitvisa die Unterschrift des Vichy-Gegners Charles de Gaulle. Und bei seinem ersten Auftritt erscheint der aus einem KZ geflohene Laszlo wie nach einem Wellness-Wochenende auf der Beauty-Farm mit keinem Anzug von der Stange. Das sei ein Zugeständnis an das Publikum, hieß es bei Warner, das die Schauspieler als Stars sehen will. Die Filme sollten Publikumsfilme werden, das hieß, die Sehgewohnheiten für die Propaganda gegen die Aggressoren Deutschland und Japan zu nutzen, weshalb in kaum einem Streifen das Grauen der Judenvernichtung mehr als nur angedeutet wird.

In der BRD wird in den fünfziger Jahren eine erste Synchronisation des um zwanzig Minuten gekürzten Films gefertigt. Und es erging »Casablanca« wie anderen Anti-Nazi-Filmen auch. Es gab keine Nazis und aus dem Widerstandskämpfer Laszlo wurde der norwegische Atomtechniker Larsen. Bereits im Jahr zuvor lief Alfred Hitchcocks »Notorious« (1946) unter dem Titel »Weißes Gift« (heute bekannt als »Berüchtigt«). Wie es der Name sagt, aus Nazi-Deutschen wurden Drogenhändler. Und in »Berlin-Express« (1948) von Jacques Tourneur wurden aus ganz normalen Deutschen Schmuggler. Erst in der siebziger Jahren wurden die Fälschungen behoben und auch »Casablanca« bekam die heutige Fassung.

Die Faszination dieses Films spiegelt sich nicht nur in der Literatur wider. Eine der schönsten Referenzen ist wohl Woody Allen mit seinem Film »Mach's noch einmal, Sam« (1971) gelungen. Und doch finden sich auch immer wieder Fehleinschätzungen, selbst unter Kennern. So wenn die Übersetzung des von Bogart zu »Here´s looking at you, kid« verkürzten Originalsatzes »Here´s trying to look into your soul, kid, to figure out who you really are« mit »Ich schau dir in die Augen, Kleines« (statt korrekt »Ich seh ...«) falsch zitiert wird.

»Vielleicht ist das der Beginn einer wunderbaren Freundschaft«, meint fragend Rick in Richtung des nicht mehr gänzlich opportunistischen Captaine Louis Renault am Ende des Films. »Tu´s noch einmal«, raunte es herüber vom Nachbarsitz im Kino mit dem Timbre der Ilsa Lund: »Küß mich, als wäre es das letzte Mal.« Der zweite Kuß blieb unvergessen.

Konkret 08/02, S. 48

Rainer Trampert

Sigfried und Papageno

Eine WM-Tragödie aus Zitaten diverser Zeitungen und ein bißchen Nibelungenlied

Fußball regt die Phantasie an. Wenn Deutschland verliert, »werden die Spieler vor uns liegen, auf dem Rasen zusammengekrümmt – wie Gefallene auf einem Schlachtfeld. Und Sie, lieber Rudi Völler, könnten Harakiri begehen, den Tod der Ehre. Man ergreift den Dolch, ruft drei Mal ›Tenno Heiko Bonzil‹ und rammt sich den Dolch in den Unterleib.«

Fußball kennt keinen Unterschied »zwischen Managern und Bauarbeitern, Reichen und Armen, Frauen und Männern. Heute fühlt man, was ›wir‹ bedeutet: Deutsche Tore. Danke Fußball.«

Fußball weckt verloren geglaubte Mythen: »Es gilt allein das so urtümliche Zur-eigenen-Nation-halten.«

Fußball stärkt den Stamm durch Abgrenzungsriten: »Rudi, haudi, Saudi«, er vollführt Initiationsriten, in denen der erwachsene Mann in den Kreis der Männer eingeführt wird: »Istanbul: Ein Meer von rot-weißen Halbmondfahnen. Sieben Menschen auf den Jubelfeiern erschossen. Viele Verletzte durch Freudenschüsse.«

Er gibt dem Stamm Orientierung in der Fremde. Berlusconi: »Kommt als Sieger heim oder ich stecke euch in den Knast.«

Der Fußball gebiert den Übermenschen: »Kahn, die eiserne Wand«, den treuen Untertan aus Düsseldorf: »Ich habe 3.000 Euro für die Reise gezahlt, jetzt hab' ich endlich ein Autogramm« und bedeutende Experten. Uwe Seelers WM-Tagebuch: »Was ist denn bloß mit den Franzosen los? Denen fehlt im Moment der Torriecher.«

Während in Deutschland die Heldenverehrung beginnt (»Kahn & Klose, der Rest war tote Hose«) und Uwe weiter mit beiden Beinen auf der Erde steht (»Was die Polen hier abgeliefert haben, ist für mich völlig unverständlich«), kommt es überall auf der Welt zu Kulthandlungen.

»Japans Gouverneur: Siegt über Rußland für die Rückholung der von Rußland okkupierten Inseln.«

Rußland verliert. Moskau brennt zwei Tage lang, gibt aber die Inseln nicht zurück.

»Wenn Kahn sich aufbaut, flattern den größten Stars die Nerven.« Uwes Tagebuch: »Die Schönspieler von der Algarve machen körperlich einen fürchterlich schlappen Eindruck und dann erst die Russen.«

Nach der Niederlage gegen Brasilien brennen in China Straßenbarrikaden, Autos und Busse. »Super-Kahn rettet Punkt. Kahn und der Papst auf unserer Seite.«

Uwes Tagebuch: »Was ist bloß mit den Spaniern los? Die Jungs aus Mexiko haben mich überrascht. Vor denen müssen sich alle in acht nehmen.«

Ausschreitungen bei Siegesfeiern in Mexiko. Claudia Roth: »Kahn ist einfach unglaublich.« Uwes Tagebuch: »Keine Ideen im Spiel. Ich weiß nicht, wie das weitergehen soll. Klose sollte lieber Tore schießen, anstatt Saltos zu drehen.«

In China wird jede Kritik an der Nationalmannschaft verboten. »Was wäre Deutschland ohne Kahn?« Uwes Tagebuch: »Schon wieder so ein Ergebnis, das alles völlig auf den Kopf stellt. Wo soll die Spiellaune herkommen, wenn der Kanister leer ist.«

Schlappner, früher Trainer in China, noch früher NPD-Kandidat, ist Gast im ZDF-Studio. Moderator Poschmann: »Kann man sagen: Die Chinesen haben außer Schlitzaugen auch noch Schlitzohren in der Mannschaft?«

Otto Rehagel bei Poschmann: »Die Iren waren wie lästige Insekten.«

Nasenbeinbruch. Miyamoto spielt mit schwarzer Maske. In Japan beginnt der Maskenmann-Kult. Adidas-Papp-Masken ausverkauft. »Kahns Armee auf dem Marsch.«

Uwes Tagebuch: »Die Kameruner können Sachen am Ball, bei denen sich unsere Spieler die Beine brechen würden. Dafür hauen wir das Ding rein.«

Paraguays Torwart Chilavert: »Wir kämpfen bis zum Tod.« Winnie Schäfer: »Die deutsche Mannschaft kann noch viel erreichen, wenn Kahn nicht entführt wird.«

Uwes Tagebuch: »Ich habe noch nie so eine verrückte Vorrunde erlebt.«

Schiedsrichter Moreno aus Ecuador erkennt ein Tor der Italiener nicht an und stellt Totti vom Platz. Italien scheidet aus durch ein Tor des Koreaners Ahn, der beim AC Perugia angestellt ist. Der Boß von Perugia kündigt dem Spieler. »Wer Italien eliminiert, kommt nicht mehr zurück. Ich bin Nationalist und betrachte das als Affront gegen Italien.« Die Staatsanwaltschaft Rom leitet ein Ermittlungsverfahren gegen Moreno ein wegen Teilnahme an einer Verschwörung für Korea.

»Kahn, wir danken dir.« Uwes Tagebuch: »Ein komischer Spieltag, nun weiß ich ja überhaupt nicht mehr, auf wen ich setzen soll.«

Empörung in Italien, weil das Team die Nationalhymne nicht mitgesungen hat. Spieler Vieri: »Wer singen will, soll singen. Wer nicht, läßt es bleiben. Basta!« Auf dem Rückflug empfängt Italiens Team den Funkspruch: »Hier ist die Flugkontrolle Sibirien. Ganz Sibirien steht an der Seite des italienischen Volkes.« Im italienischen Fernsehen sagt das Showgirl Luisa Corna: »Unser nächster Gast ist ein Tenor aus ... Korea. Ich habe aber jetzt nicht das Herz, ihn ins Studio zu führen. Alles hat Grenzen. Ich bin eine Tifosa Italiana.« Der Tenor findet allein den Weg ins Studio und stammelt: »Es tut mir so leid. Es tut mir alles so leid.«

Ecuadors Botschafter entschuldigt sich formell bei Berlusconi. Schiedsrichter Moreno bleibt uneinsichtig: »Wenn die Italiener über Korruption sprechen, dann nur, weil sie es gewohnt sind, sie selber zu praktizieren.«

Während die Wachmänner vorm Fernseher sitzen, brechen in Sao Paulo 17 Häftlinge aus. »Kahn, der Pilot des deutschen Höhenfluges.« Uwe: »So strittig war der Elfer nicht. Ich hätte auch gepfiffen. Beckham wollte zwar in die Mitte treffen, aber eigentlich war der unplaziert.«

Bush teilt dem Team mit, daß er von Soccer nichts versteht, »aber ihr repräsentiert das beste Land der Welt«. »Bild«: »Ami Go Home«. »Hamburger Morgenpost«: »Ami go home«.

Loyalität für das Land sei besser als Gefängnis, sagt ein Richter in Südkorea, und verurteilt einen Dieb zur staatlich überwachten Begeisterung für die Nationalmannschaft.

»Kahn schlägt Amerika.« Uwe: »Ich verstehe die Aufregung nicht, die um den Besuch der Spieler-Frauen gemacht wird. Ist doch kein Problem. Ist Entspannung.«

Eine südkoreanische Zeitung: »Veni, vidi, vici. Unsere Krieger haben Rom erobert.« »Bild«: »Die Südkoreaner schreien die Schmerzen ihrer Krieger weg. So soll Fußball sein.« Bei Kultfeiern in Südkorea: 2 Tote und 300 Verletzte, 121 Schnittwunden. Ein koreanischer Polizist: »Wir waren auf Terroristen und Hooligans vorbereitet, aber nicht auf so etwas.« Noch ein Sieg und Koreas Spieler müssen nicht zum Militär.

»Kahn hat den Sieg festgehalten.« Uwes Tagebuch: »Schwer zu sagen, was genau schiefläuft. Da ist dann zu wenig nach vorne passiert. Das muß auf Dauer schiefgehen.«

In Trabzon wird dem türkischen Trainer ein Denkmal gebaut.

»Kahnsinn – Olli Kahn macht sich unsterblich.« Uwe: »Wir können zwar nicht schön spielen, sind aber lieber im Abschluß erfolgreich. Denn zum Schluß zählen die Tore.« 25 Millionen, die Hälfte aller Südkoreaner, tragen rote T-Shirts.

»Kahn hat uns den Sieg gerettet.« Beckenbauer: »Wenn man alle, außer Kahn, in einen Sack steckt und draufhaut, trifft man immer den Richtigen.« Beckenbauer: »Rudi kann aufstellen, wen er will, die sind alle stark.« Uwes Tagebuch: »Beide Mannschaften haben sich auf dem Platz als echte Mannschaften präsentiert. Der Sieg von Brasilien geht in Ordnung. Der Instinkt ist wieder voll da.«

Eine spanische Zeitung nach dem Ausscheiden Spaniens gegen Südkorea: »Spanien fiel dem Raub des Jahrhunderts zum Opfer.« Eine Ladenkette verkauft zwei Tage keine Waren aus Sükorea. »Jeder Tag steht für ein Tor, das man uns geklaut hat.«

Für ein Gastspiel bietet Taiwan Senegals Spielern einen freien Einkaufsbummel. »Die Spieler hatten aber keine Lust und flogen nach Hause.« Koreanische Touristen pilgern zum Geburtshaus ihres niederländischen Trainers Hiddink. Seine Verwandten verkaufen Erde aus seinem Garten als Glücksbringer.

»So ist er, der Kahn, er schaukelt nicht.« Uwes Tagebuch: »Der Sieg geht in Ordnung. Sie haben mehr Druck gemacht.« In Hamburg läßt ein Pastor die Gemeinde singen: »Es gibt nur ein'n Rudi Völler.«

Rudi Völler gibt bekannt, er werde sich nicht darum scheren, »wenn bekloppte englische Journalisten sagen, es wäre ein Scheißspiel gewesen, oder der bekloppte Bum-Kun-Cha ... Der hat zu viel Aspirin gegessen. Ein paar Ex-Kicker geben blöde Kommentare ab. Wohl ein paar Kopfbälle zuviel gemacht.«

Udo Lattek: »Deutschland spielt schlecht. Mir tat es teilweise körperlich weh.« Trauerflor für Fritz Walter, der als Kapitän der deutschen Wiedergeburt gewürdigt wird. Eine türkische Zeitung: »Jetzt bist du an der Reihe, Brasilien.« »Bild« vor dem Spiel gegen Südkorea: »7 Millionen deutsche Hunde drücken Euch heute die Pfoten. Ballert die Hunde-Fresser ins Aus! Jedes Tor ist ein Bellen für die Nächsten-Liebe.« Uwe: »Ich finde ›Bild‹ klasse, weil man immer schnell und umfassend informiert wird. Und das nicht nur im Sportbereich.«

Deutschland hat Respekt. Rudi Völler: »Die Südkoreaner können laufen ohne Ende.« Trainer Skibbe: »Die haben alle eine Pferdelunge.« Beckenbauer: »Die kämpfen bis zum letzten Blutstropfen.« Aber nicht zuviel Respekt: »Ins Finale, weil King Kahn alles hält. Kahn zeigt Gebiß und Kinn. Er geht auf den Platz hinaus und hat nur noch den Sieg im Blick.«

Uwe: »Wir werden nicht lange fackeln. Wenn wir gleich von Anfang an Druck machen, gewinnen wir. Volle Pulle von Anfang an.« »Hamburger Morgenpost«: »Die roten Krieger zittern.« Im Reichstag hat sich die FDP versammelt. Westerwelle mit Deutschlandfahne, die Mitarbeiter im Nationaltrikot. »Kahn – Allein gegen alle! Ein Torwart ist einsam.« Uwes Tagebuch: »Bei der WM in Mexiko durften unsere Frauen höchstens zum Kaffee vorbeikommen. Trotzdem versteh' ich die Aufregung nicht.«

In 29 Prozent der Unternehmen werden die Telefone nicht abgehoben. »Heute müßt ihr 11 Kahns sein. Es wird die Hölle.« Uwes Tagebuch: »Wir müssen höllisch aufpassen, weil die Asiaten quirliger sind.« Rudi Völler wird Ehrenbürger von Hanau. »Kampf, Kampf, Kahn!« Uwe: »Egal wie stark die Asiaten gegen uns angerannt sind. Wir haben immer gegengehalten. Ich sage: Hauptsache, wir sind drin!«

»The Guardian«: »So sind die Deutschen. Sie wischen dich nicht einfach beiseite, sie nagen dich zu Tode.«

»Frankfurter Allgemeine«: »Kraft-, Willens- und Konzentrationsleistung weckte verschüttete deutsche Lebensgeister. Siegeswillen und Kampfgeist vermag eine Menge auszugleichen.« »Le Parisien«: »Die Deutschen: Ohne Genie, ohne Mitleid, teuflisch solide.« »El Pais«: »Die Deutschen spielen weder gut noch schlecht. Sie spielen eigentlich etwas anderes als Fußball ... Kanzler Schröder benimmt sich wie ein Hooligan.«

»Bild«: »Wir siegen, weil wir fleißig sind. Wir siegen, weil wir nicht an das schöne Spiel glauben, sondern an den Erfolg des Hirns, der Härte und den Willen des Wollens. Das deutsche Herz weht scharz-rot-gold. Danke, daß ihr die deutschen Tugenden erweckt habt.«

Deutschland vor dem Endspiel gegen Brasilien: »Oliver Kahn, Torwart-Titan. Kahn gegen Ronaldo.«

Sigfried war ja tapfer, dazu stark und lang. Den Stein warf er weiter, dazu er weiter sprang. Sie hatten da als kühne Gegner zwölf Mann, die stark wie Riesen waren. Was focht ihn das an?

Oliver Kahn: »Mein Vorbild ist James Bond. Es ist herrlich, wenn das ganze Stadion gegen dich ist. Entscheidend ist die Mentalität. Die Mannschaft kann jeden Moment explodieren.«

Gleichtun konnt ihm niemand: so groß war seine Kraft, Ob den Stein sie warfen oder schleuderten den Schaft. Du sollst mir sagen, Sigfried, eh unsere Fahrt ergeh, Wie wir mit vollen Ehren kommen über See.

Kahn: »Glauben, es geht nur über den Glauben, wir müssen glauben, glauben, glauben. Hier geht es um ein ganzes Land. Die Deutschen zeigen ihr nationales Gefühl, ihr Deutschsein, Stolzsein.« Uwe: »Das sind echte Ballartisten. Technisch eine andere Klasse als wir. Aber keine Panik. Die werden nervös, wenn sie hinten liegen. Die Brasilianer kassieren einfach zu viele Tore. Vor allem mit dem unfähigen Torwart.« »Uwe Seelers WM-Tagebuch. Jetzt exklusiv bei AOL. Wenn sich jemand auskennt, dann Uwe Seeler.«

»Wir werden Weltmeister, weil uns keiner mag, weil Deutschland wieder Helden braucht, weil King Kahns Hände unser Tor versiegeln, weil deutsches Bier das Blut des Fußballs ist, weil die Pisa-Studie dann beweist: Dumm schießt gut« (»Bild«).

Doch an dem Tag, da süd- und nordkoreanische Kriegsschiffe sich beschießen, Dregger das Zeitliche segnet, die USA in Afghanistan eine Hochzeitsfeier bombardieren und China eine Rakete zündet, geschieht das Unfaßbare. Dem Helden »springt der Ball an Kinn und Nase, flutscht weg. Kahn hechtet hinterher ... Ronaldos Schuß ins deutsche Herz. Wie konnte Kahn das nur passieren? Vorher trat Silva zu. Bänderriß im Finger. Schmerzen. King-Kahns Herz gebrochen.«

Als aus des Drachen Wunden floß das heiße Blut. Und sich darin badete der kühne Sigfried gut, Da haftete zwischen seinen Schultern ein breites Lindenblatt. Dort kann man ihn verwunden. Viel Sorge mirs bereitet hat.

»Kahn, der gefallene Held. Kahn, unser tragischer Held.«

Die Blüte des Helden war da gelegen tot. Die Leute fühlten alle Jammer und Not. Mit Leid war beendet des Königs Festlichkeit, Wie die Freude gerne am Ende sich wandelt in Leid.

Ob es Hinterlist war oder am Ende Dumm doch nicht so gut schießt, sondern »die intelligentere Mannschaft sich einfach durchgesetzt hat« (Hitzfeld), alle pflichten Uwe bei: »Deutschland hat wieder eine Nationalelf mit einem Spielerstamm.«

So ward aus tiefem Leid wieder Nibelungen-Freud:

»Der Wirt öffnet die Kneipe. Sie schwenken die Deutschlandfahne, grölen Schlachtrufe. Alkohol fließt. Begeisterung und Depression. Aufgewühlte Emotionen entladen sich. Schlägerei vor dem Lokal« (»Die Welt«).

Der Wirt war sehr in Sorge, da man ihm liebe Freunde vor seinen Augen nahm. Er dachte, wenn er ließe sie ungebunden sein, sie in dem Lande ließen niemand mehr gedeihn.

Der Text ist ein Vorabdruck aus Rainer Trampert/Thomas Ebermann: »Sachzwang und Gemüt. Sarkastische und analytische Texte über die Republik, die Welt und unsere Nachbarn«, der Ende August im Konkret Literatur Verlag

erscheint (300 Seiten, 19,90 Euro)

Rainer Trampert schrieb in KONKRET 5/02 über Henry Kissingers Versuch, die Weltpolitik zu erklären

Konkret 08/02, S. 51

Tjark Kunstreich

Der Fortschritt in der Fremde

»Die Füchse im Weinberg« statt »Waffen für Amerika«: Bis heute trägt Lion Feuchtwangers Revolutionsroman nicht den Titel, den sein Autor ihm gab. Mutmaßungen über die Unendlichkeit des Exils

»Vergangenes historisch artikulieren heißt nicht, es erkennen ›wie es denn eigentlich gewesen ist‹. Es heißt, sich einer Erinnerung bemächtigen, wie sie im Augenblick der Gefahr aufblitzt.«

Walter Benjamin

»Da wäre ich also endlich nach vier Monaten heftigen Konzentrationslagers, vielen recht scheußlichen Abenteuern und lächerlichen und erbitternden Kämpfen auf dem Weg zwischen Lissabon und den Bermudas nach New York, ausgestattet nur mit einem Rucksack, recht schäbig angezogen, ohne Geld, aber glücklich«, schreibt Lion Feuchtwanger am 27. September 1940 von Bord der »Excalibur« an Arnold Zweig nach Haifa.

Bis er dieses Schiff betreten konnte, war Feuchtwanger in großer Gefahr, in seinem südwestfranzösischen Exil Sanary-sur-mer von den Deutschen verhaftet oder von ihren Helfershelfern in der nichtbesetzten Zone Frankreichs an diese ausgeliefert zu werden. Seine Ehefrau Marta berichtet über den Tag der Abreise in Lissabon, wo sie in Angst lebten, nun von Nazi-Spionen, wie schon andere vor ihnen, nach Deutschland entführt zu werden: »Überall war gelber Schwefelstaub, er war von trüben Wasserpfützen unterbrochen. Man sah abgerissene Menschen, nicht viele – ach, viel zu wenig. Das war das Ende von Europa – Lion auf dem Schiff, allein, ohne mich. Es war schwer für ihn. Ich aber fühlte, daß es gut war, er war in Sicherheit.« Zwei Wochen später verließ auch Marta Feuchtwanger den »ungastlichen Kontinent«.

Unter dem Namen J. L. Wetcheek hatte Feuchtwanger ein Einreisevisum in die USA bekommen. Doch schon mit seiner Ankunft beginnen die Schwierigkeiten: »Die Amerikaner haben sich großartig bewährt, als sie mir aus Frankreich heraushalfen, doch seitdem ich hier bin, bin ich verwickelt in ungeheuer viel Bürokratismus«, schreibt er am 9. Juli 1941 an Zweig. Neben den Schwierigkeiten, die Feuchtwanger hat, weil er, von den Nazis ausgebürgert, ein Staatenloser ist, sind es vor allem gezielte Manöver seitens der Einwanderungsbehörde und des FBI, des OSS und seiner Nachfolgerin CIA, später auch des »House Unamerican Activities Committee« (HUAC), die bis zu Feuchtwangers Tod am 21. Dezember 1958 andauern; nach 1945 wird ihm dies auch bewußt, aber seine Haltung zu »den Russen« (Feuchtwanger an Zweig) ändert er nicht.

Feuchtwanger war nach dem 23. August 1933, als Goebbels seine Expatriierung übers Radio verkündete, nie wieder Bürger irgendeines Staates, was jedoch nicht bedeutet, daß es ihm schlecht ergangen wäre. Er wollte weder die Staatsbürgerschaft der Bundesrepublik noch die der DDR, der er verbunden war. Statt dessen betrieb er vom Zeitpunkt seiner Ankunft bis zu seinem Tode die Einbürgerung in die Vereinigten Staaten. Aus Angst, infolge der antikommunistischen Hysterie nicht wieder in die USA einreisen zu können – wie Charles Chaplin – , verließ Feuchtwanger das Land kein einziges Mal (außer kurz nach seiner Ankunft, als er wegen Visumsangelegenheiten nach Mexiko reiste).

Noch wenige Wochen vor seinem Tod, vom Krebs schon geschwächt, unterzog er sich einem Tage andauernden Verhör, um endlich, endlich die amerikanische Staatsbürgerschaft zu bekommen. In diesem Verhör gefragt, warum er Bürger der USA werden wolle, antwortete Feuchtwanger: »Well, I owe to the United States a lot ... and I feel very much love for this country ... I found here a home where I can write what I wish to write, without restrictions … I ardently believe in the Fifth Amendment, and I feel that here I can have free speech and free writing.«

Alexander Stephan fragt sich in *Communazis,* seinem Buch über die FBI-Überwachung deutscher Emigranten, ob Feuchtwanger dies ironisch gemeint hat oder ob »dieses Amerika, das achtzehn Jahre lang riesige Mengen Zeit, Geld und ideologischen Eifer gegen ihn einsetzte, trotzdem zu einer Heimstatt für ihn geworden war«. An Zweig schreibt Feuchtwanger 1950: »Hier ist es nicht sehr schön. Die neuen semifaschistischen Gesetze bedeuten zwar im Augenblick noch keine unmittelbare Bedrohung für mich, sie erschweren aber noch mehr jede Reise ins Ausland und geben den Behörden bequeme Vorwände für Schikanen.« Ab 1954 sieht das FBI vor, ihn in das »Denaturalization and Deportation Programme« der Einwanderungsbehörde zu nehmen, mit anderen Worten: Vorwände für eine Abschiebung zu suchen.

Die DDR wollte Feuchtwanger, und er hätte, ähnlich wie Arnold Zweig, dort als gefeierter Autor leben können. Feuchtwangers 65. Geburtstag 1949 wird groß gefeiert, die SED beglückwünscht ihn in einem Brief, der ihn einlädt, nach Berlin zu kommen. Der Geehrte antwortet an Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl: »Es ist mein herzlicher Wunsch, so bald wie möglich und auf lange Zeit nach Deutschland zu kommen. Doch scheint mir, daß ich, wenn auch vielfach mißverstanden, vorläufig hier in Amerika dem Fortschritt und dem Weltfrieden bessere Dienste tun kann ... Seien Sie versichert, verehrte Freunde: inmitten des Hin und Her meines Exils und trotz meines Bekenntnisses zur weltumspannenden Sache der Vernunft bin und bleibe ich ein deutscher Schriftsteller.«

Meinte Feuchtwanger es ernst oder schwingt auch in dieser Formulierung eine gewisse Doppeldeutigkeit mit? »Vielfach mißverstanden« – das kann sich sowohl auf die Angriffe gegen ihn in den USA beziehen, als auch auf die zwiespältige Aufnahme seines Romans *Waffen für Amerika* in der Sowjetunion und der Linken. Vielleicht auch daher jene schroffe Gegenüberstellung, »trotz« seines – im Vokabular jener Zeit: – »Kosmopolitismus« sei und bleibe er ein »deutscher Schriftsteller«, die weniger nach Rechtfertigung, denn nach Abgrenzung klingt.

Unter *Waffen für Amerika* ist Feuchtwangers Roman heute nicht mehr zu finden; er trägt seit Jahrzehnten, von vereinzelten und längst vergriffenen Ausgaben abgesehen, den völlig irreführenden Titel *Die Füchse im Weinberg*. *Waffen für Amerika* jedenfalls beschreibt exakt, welches Thema Feuchtwanger seinem Roman zugrunde legt. Es geht um die paradoxe Situation, in der das dem Untergang geweihte, absolutistische Frankreich die 13 Staaten, die sich die Vereinigten nennen, gegen England unterstützt, der Untertitel lautete ursprünglich auch folgerichtig: *Ein Vorspiel zur Französischen Revolution*.

Es treten auf: Louis XVI. und Marie-Antoinette, Voltaire und Benjamin Franklin und die ganze vorrevolutionäre Bagage. Protagonist jedoch ist kein geringerer und vergessenerer als Pierre de Beaumarchais, Autor zahlreicher Polemiken und – vor allem – der *Hochzeit des Figaro*, Kapitalist, der mit der Unterstützung der amerikanischen Revolution reich werden will, ein Revolutionär der allerersten Stunde; auch historisch betrachtet ist Beaumarchais sicher einer der wenigen, die diese Bezeichnung auch verdienen.

Jeder Moral im herkömmlichen Sinne abhold, ist Feuchtwangers Beaumarchais eine Figur, die sich dem Glück ohne Opfer verschrieben hat, ein äußerst lebendiger Mensch, der so manchen heutigen »Revolutionär« alt aussehen ließe. Beaumarchais zeichnet seine Weigerung aus, die Askese zu leben, die schon damals als revolutionär galt und in Feuchtwangers Roman in der Figur Franklins, wenn auch in vergleichsweise liberaler Form, repräsentiert wird.

Feuchtwanger beschrieb 1954, wie viel Mühe ihm Franklin bereitet habe: »Es gibt zahllose Biographien von Franklin, über jede Phase seines Lebens existiert breite Literatur ... Was aber nicht deutlich wird, das ist, was denn nun eigentlich diesen Benjamin Franklin so anziehend macht ... Es scheint, daß er zwar viel verehrt, aber wenig geliebt wurde.«

Beaumarchais und Franklin können sich nicht ausstehen. Franklin ist der auf seinen Vorteil bedachte und wenig an irgendwelchen Überzeugungen hängende Beaumarchais verdächtig; Beaumarchais seinerseits ist gekränkt und fühlt sich zurückgewiesen von dem alten Mann, der in der Nähe von Paris sitzt und Sinnsprüche zu Papier bringt, während er, Beaumarchais, sich die Hacken wund rennt, um Waffen für Amerika aufzutreiben.

Feuchtwanger ist das Handeln seiner Protagonisten, das er in opulenter Ausführlichkeit schildert, jedoch nur Mittel zum Zweck, das Licht des geschichtlichen Fortschritts um so heller strahlen zu lassen. »Wir sägen an dem Ast, auf dem wir sitzen, denn wir wissen: es ist ihm bestimmt, zu fallen«, sagt Francois Vaudreuil, der Vertraute Marie-Antoinettes, zu deren Bruder, dem Habsburger Kaiser Josef, als der die französische Unterstützung für die amerikanischen Rebellen kritisiert, weil sie unabsehbare Folgen für das Königtum von Gottes Gnaden habe; als Vertreter eines aufgeklärten Absolutismus will er die Aufklärung auf die Philosophie und die Wissenschaften begrenzen. Feuchtwanger beschreibt ihn, mehr noch als Louis und Marie-Antoinette, als den eigentlichen, gefährlichen Konterrevolutionär.

In Versailles hingegen herrscht heitere Untergangsstimmung. Selbstverständlich ist Louis zutiefst degeneriert, aber dennoch sympathisch; Marie-Antoinette natürlich ein Luxuswesen, aber liebenswert; Beaumarchais politisch und privat ein Schwein, aber unwiderstehlich; Franklin ein bigotter alter Mann, aber, hier ist selbst Feuchtwanger ein wenig ratlos, zumindest dem Fortschritt verpflichtet. Die Revolutionäre im Roman sind Abenteurer, Gauner, zwielichtige Gestalten, die das Geld für die Revolution mit Piraterie einsammeln; diejenigen, die in nicht allzu ferner Zukunft der Guillotine überantwortet werden, sind sich des Verhängnisses bewußte, aber den Luxus liebende und ihn bis zuletzt auskosten wollende Geschöpfe. Beaumarchais ist beides.

»Falls es wirklich ein Roman ist, würde ich Ihnen zu einem anderen Titel raten«, schreibt Alfred Döblin im Dezember 1946 an Feuchtwanger, und er ist nicht der einzige, dem *Waffen für Amerika* nicht gefällt. 1947 erscheint bei Querido der erste Band unter dem Originaltitel, 1948 der zweite. Im Sommer 1948 beginnt in der Sowjetunion eine Kampagne gegen die »Kosmopoliten im literarischen Hollywood«, in der CSSR wird das Buch 1949 gar verboten.

In der DDR erscheint es, allerdings ohne besprochen zu werden. Die Neuauflage im Aufbau-Verlag 1952 wird vom Autor mit einem Nachwort versehen, um »einige unverständliche Mißverständnisse«, von denen Bertolt Brecht an Feuchtwanger 1949 geschrieben hatte, auszuräumen: »Die bloße Tatsache ..., daß ein Roman die Amerikanische Revolution zum Gegenstand hat, erweckt in gewissen Leuten den Argwohn, das Buch sei zum höheren Ruhm des heutigen Amerika und seiner Führer geschrieben.«

Ihm hingegen, der einen »ernsthaften historischen Roman« schreiben will, interessieren die »unveränderlichen Gesetze in ihren Auswirkungen«, denn von ihnen sei die Geschichte bestimmt und zwar überall und immer. Der Held des Romans sei also weder Franklin noch Beaumarchais, weder der König noch Voltaire, sondern »jener unsichtbare Lenker der

Geschichte, der, im achtzehnten Jahrhundert entdeckt, im neunzehnten Jahrhundert deutlich erkannt, beschrieben und gepriesen wurde, um dann im zwanzigsten Jahrhundert bitter verleugnet und verleumdet zu werden: der Fortschritt«.

Feuchtwanger erinnert in der gespaltenen Welt des Kalten Krieges mit einer gewissen Nonchalance daran, daß es nur eine Zivilisation gibt und folglich nur einen Fortschritt. Daß die ideologische Verblödung tatsächlich so weit fortgeschritten war, daß vom Zusammenhang der Amerikanischen und der Oktoberrevolution nicht mehr die Rede sein durfte, mag Feuchtwanger nicht bewußt gewesen sein, aber daß die Angriffe auf ihn, wäre er in die DDR gegangen, durchaus gefährlich hätten werden können, spürte er, die antisemitische Konnotation des »Kosmopolitismus«-Vorwurfs war für ihn nichts Neues.

Er stimmt der Umbenennung seines Romans zu, schweren Herzens: »Der einzige Titel ist *Waffen für Amerika*, aber aus naheliegenden Gründen haben sich alle Verleger, wirklich alle, dagegen gesträubt. Nur die erste deutsche Ausgabe trägt diesen Titel, und es scheint, daß die allerletzte westdeutsche Ausgabe ihn wieder tragen wird«, schreibt Feuchtwanger am 2. Mai 1953 an Zweig. 1954 veröffentlicht Feuchtwanger in der Zeitschrift »Neue Deutsche Literatur« jedoch einen Text »Zu meinem Roman *Waffen für Amerika*« – er hatte sich mit der Umbenennung offenbar nicht abgefunden. Nochmals erläutert er, was ihn am Sujet gereizt hat: »Ich wollte zeigen die Verwobenheit der amerikanischen und der europäischen Geschehnisse, das Zufällige in dem sorglich geplanten und das Notwendige im scheinbar Zufälligen. ... Ich wollte zeigen, daß Fortschritt mehr ist, als eine leere Phrase, daß Vernunft ist auch in scheinbar unvernünftigen Begebenheiten, wenn man sie nur richtig deutet und einordnet.« – Nur richtig deuten und einordnen: darin besteht Feuchtwangers Arbeit, »Sinn ... im geschichtlichen Ablauf« zu finden, und das wird immer schwieriger.

Als er 1944 mit der Niederschrift beginnt, tobt der Krieg gegen Nazideutschland, die Emphase des Romans ist von der Anti-Hitler-Koalition geprägt. Lange hatte er das Thema mit sich herumgetragen – schon der Nazi Wiesner in Feuchtwangers *Exil* schreibt über Beaumarchais; er ist sich sicher, daß der Lebemann im zwanzigsten Jahrhundert ein Nazi geworden wäre. Nun fließen seine Erfahrungen in Frankreich und Amerika ein, nicht zuletzt ist *Waffen für Amerika* eine Liebeserklärung an die Länder des Exils.

Im Dezember 1946 meldet er Zweig, daß er zum Abschluß gekommen ist, und die Zeiten haben sich grundlegend geändert, aber Feuchtwangers Haltung nicht. Wußte er sich 1944 für einen kurzen Moment mit dem »Sinn« der Geschichte einig, gehörte er wenig später wieder zu jenen, die am Rand stehen. Seine *fellow emigrants* kehren zurück oder denunzieren für McCarthy; er hingegen tut, was er immer tut, schreiben, und igelt sich in Pacific Palisades ein. Dieses Exil im Exil, in seiner Villa, deren Inneres, insbesondere die Bibliothek, auf amerikanische Besucher befremdend europäisch wirkt, wird in der Biographie *Lion Feuchtwanger oder Der arge Weg der Erkenntnis* – eine Anspielung auf Feuchtwangers Goya-Roman – von Wolfgang Jeske und Peter Zahn mit seiner Bequemlichkeit erklärt. Ein drittes Mal habe er nicht umziehen wollen, zumal er im amerikanischen Exil zu jenen gehörte, die von ihrer Arbeit gut leben konnten.

Dabei sind die Nachrichten aus Deutschland ganz und gar nicht einladend: Auf Anfrage des Greifenverlages, der Feuchtwanger in der SBZ herausbringt, wird ihm zwar die Doktorwürde der Universität München zurückgegeben, die Bundesrepublik aber gibt ihm seine Staatsbürgerschaft nicht zurück. (Die DDR hätte es sicherlich getan, aber das hätte für Feuchtwanger in den USA neue Unbill bedeutet.)

Zum anderen mag das Schicksal des Ehepaars Zweig nicht gerade dazu beigetragen haben, eine Rückkehr zu erwägen. Eigentlich waren die Zweigs 1948 nur auf Besuch nach Europa gekommen. Doch der überwältigende Empfang für Arnold Zweig in der SBZ veranlaßte ihn zum Bleiben, während seine Ehefrau Beatrice auf Rückkehr in den gerade gegründeten Staat Israel drängte. Sie hielt es nicht aus in Deutschland, obwohl das Leben auf den ersten Blick unbeschwerter erschien.

In Haifa hatten sie kein Geld gehabt, und die Kugeln flogen ihnen um die Ohren, als die Auseinandersetzung zwischen den Zionisten und den englischen Mandatsträgern eskalierte: Trotzdem wollte Beatrice Zweig zurück, weil sie es in Europa nicht mehr aushielt; sie flüchtete in die Psychose. Während Arnold vor lauter Ehrungen nicht zum Schreiben kommt, wird Beatrice mit Elektroschocks behandelt. An Feuchtwanger schreibt sie im Mai 1949 einen undatierten Zettel, den sie einem Brief ihres Mannes beilegt. Sie bittet um Kleidung und schreibt: »Ich fürchte, ein schlechtes Ende für uns, so sehr. Ich brauchte so dringlich *tiefe Ruhe*, kein Hotelleben, aber vielleicht / Aber vielleicht müssen wir bald weiter wandern.«

Diese Todesangst kennen Feuchtwangers, und ihnen mag manches an den Briefen Arnold Zweigs befremdlich vorgekommen sein, etwa wenn er sich über die Langsamkeit seines neuen Sekretärs beschwert: eines KZ-Überlebenden, oder wenn er sich seiner Freundschaft zu Freud rühmt und zugleich nicht in der Lage ist zu erkennen, daß es sein eigenes abgespaltenes und auf seine Frau projiziertes Verdrängtes ist, das diese so leiden läßt – zu dieser Erkenntnis reicht es auch ohne genauere Kenntnis des Psychischen, immerhin sind Arnold und Beatrice zu diesem Zeitpunkt Jahrzehnte verheiratet; in seinen Beschreibungen von Deutschland kommt, was kurz zuvor geschah, nicht vor. Auch er möchte nur nach vorn sehen und schreibt am 29. Juni 1949 an Feuchtwanger über die Todesangst seiner Frau: »Sie schob sie auf die politische Atmosphäre und das Vorhandensein von so wenig Hinterbliebenen von 5 Millionen europäischer Juden. Und an diesem Hauptpunkt hat sich leider nichts geändert.«

In einem Gruß zum 65. Geburtstag Feuchtwangers schreibt Beatrice Zweig: »Wie schön, daß Sie sich doch so gut eingelebt haben. Mir gelingt's ›nimmer‹.« Arnold Zweig hingegen beschwichtigt des öfteren besorgte Nachfragen Feuchtwangers die politische Lage in Deutschland betreffend, aber sonderlich informativ sind die Auskünfte nicht. Die Zerrissenheit der Zweigs dürfte dazu beigetragen haben, sich eine Rückkehr nach Europa gut zu überlegen, auch wenn Beatrice Zweig »geheilt« werden konnte.

»Ich lebte in Frankreich, als die Nazis dort einfielen. Eine große Hoffnung auf Befreiung blieb: Amerika. Ich selber wurde aus einem Konzentrationslager der Vichy-Regierung von amerikanischen Freunden gerettet und nach Amerika gebracht. ... Sehr deutlich wurde mir durch meine eigenen Erlebnisse die geschichtliche Verbundenheit der beiden Kontinente und insbesondere Frankreichs und Amerikas dokumentiert«, erklärt Feuchtwanger in seinem Artikel für die »Neue Deutsche Literatur«.

Warum sollte er in ein Land zurückkehren, dessen vormalige Machthaber ihm nach dem Leben trachteten und ihn durch ganz Europa hetzten? Ihn, den Juden und Bourgeois, der selbst weiß, daß er für solche Situationen nicht geschaffen ist, der aber die Lagerhaft, für ihn selbst unbegreiflich, relativ unbeschadet überstanden hat. Und warum sollte er aus dem historischen Material auftauchen und die Suche nach dem »Sinn« im geschichtlichen Ablauf aufgeben, wenn dieser in der Gegenwart kaum aufzufinden war? Im Zuge dieser Suche vergräbt sich Feuchtwanger im Material, will sich zurückziehen, ist aber antikommunistischen Angriffen ausgesetzt, vor allem wegen seines Besuches in der Sowjetunion, den er in einem hymnischen Reisebericht *Moskau 1937* verarbeitete. Er distanziert sich keineswegs, sieht aber auch keinen Grund mehr, auf jede Denunziation zu reagieren.

Staatenlos und ohne großes Vertrauen in den Ostblock, dem er dennoch die Treue hält, angefeindet von beiden Seiten, beschäftigt er sich in den auf *Waffen für Amerika* folgenden Romanen mit den zahlreichen Wegen, an der Vernunft zu verzweifeln, und Amerika ist der einzige Ort, an dem die Ortlosigkeit, die diese Beschäftigung zur Voraussetzung hat, möglich ist. Das »Ende von Europa« ist unwiderruflich. Will Feuchtwanger sich treu bleiben, muß er die Unendlichkeit des Exils akzeptieren. Der »Romancier der reinen Vernunft« – wie Jean Améry Feuchtwanger nannte – bewahrt sich die untergegangene Welt, der er entstammte, in romantischer Retrospektion; bis zu seinem Tod nähert er sich der Gegenwart übers Vergangene. *Waffen für Amerika*, von Thomas Mann als Feuchtwangers bestes Buch gelobt, ist einem kurzen Moment geschuldet, in dem der Fortschritt Name und Adresse hatte. Deshalb, und nicht nur des Titels wegen, mußte der Roman Mißtrauen erregen, denn trotz aller Geschichtsmetaphysik ist ihm revolutionärer Ungestüm eigen, ein Begriff von Individualität und Zivilisation, der noch etwas von Befreiung weiß.

Literatur:

Lion Feuchtwanger: *Die Füchse im Weinberg*. Berlin und Weimar 1994

ders.: *Ein Buch nur für meine Freunde*. Frankfurt/Main 1984

ders.: *Der Teufel in Frankreich*. Berlin 2000

ders., Arnold Zweig: *Briefwechsel 1933 – 1958*. Frankfurt/Main 1984

Wolfgang Jeske/Peter Zahn: *Lion Feuchtwanger oder Der arge Weg der Erkenntnis*, Stuttgart 1984

Alexander Stephan: *»Communazis«. FBI-Surveillance of German emigré writers*. New Haven und London 2000

Tjark Kunstreich widmet seinen Beitrag der Historikerin Dr. Ursula Krause-Schmitt zum 60. Geburtstag

Konkret 08/02, S. 54

Michael Klarmann

Buch & Deckel

John Fante: Eine Braut für Dino Rossi. Maro, Augsburg 2002, 162 Seiten, 14,90 Euro

Wie eine katholische Erziehung bewältigen? John Fante amüsierte sich literarisch darüber. Als Klosterschüler wird er beim Austreten von Straßenlaternen erwischt, belügt rotzfrech die strengen Nonnen und mimt das Unschuldslamm. Zum Dank gibt es »Schokotorte für Chorknaben«, und abgesehen von Magenschmerzen kommt der Ich-Erzähler ungescholten davon. Indes ist das Leben selten so gnädig. Denn in Fantes tragisch-komischen Geschichten geht es oft um »Hunger, Liebeskummer und nagenden Selbstzweifel«, wie es in einem seiner Romane heißt.

Der 1909 in Denver, Colorado, geborene Autor mochte es, naive Schwärmereien und Witz mit Melancholie zu mischen. Zudem ließ er in seinen Werken seiner Wut ihren Lauf und stellte seinen Chauvinismus durch Ironie bloß.

Seine Kurzgeschichtensammlung *Eine Braut für Dino Rossi* erschien in den USA schon 1940. Einige der in den zwanziger Jahren spielenden Stories lesen sich wie literarisch ausgetüftelte Exposés für spätere Romane des Autors, der 1983 verstarb und nur ein Thema hatte: ihn selbst und den Alltag italienischer Einwanderer, ihren ausgeprägter Sinn für Familie, ihre Frömmigkeit und Armut.

Nicht nur sein Vater hat seiner streng katholischen Frau zeitlebens einiges zugemutet. Auch der Sohn tat dies, als Rotzbengel und Literat. Charles Bukowski schrieb über den kaum entdeckten Autor: »Hier endlich war ein Mann, der keine Angst vor Emotionen hatte. Mit überwältigender Schlichtheit mischten sich Humor und Schmerz.«

Konkret 08/02, S. 54

Jürgen Roth

Buch & Deckel

Alexander Ikonnikow: Taiga-Blues. Alexander Fest, Berlin 2002, 174 Seiten, 14,90 Euro

»Luther beklagte einmal die Menge der Bücher und Schriftsteller, weil uns ein unendliches Meer von Büchern bevorstehe«, grummelte es vor schon längerer Zeit in den zum Buch gebündelten *Tischreden* Martin Luthers, und an einer näheren Begründung sollte es dort auch nicht fehlen: »Denn jeder Beliebige schreibe seiner Anmaßung entsprechend ein Buch, andere förderten solch Übel um der Gewinnsucht willen.«

Die Erfahrung, daß einen bei fortschreitender absoluter Lektüremenge bisweilen die immer dringlichere Fraglichkeit des Lesens überhaupt und des Lesens der Novitäten im besonderen beschleicht, ist mithin keine ganz neue oder zumindest die meinige, und daß der postpostmodern expandierende und progressiv verschleimende Buchmarkt zusätzlich den Überdruß am Lesen nährt, möchte ich ebensowenig bestreiten. Gänzlich unangemessen jedoch erscheint mir Luthers und die heutige »Klage über die Fülle der Bücher« angesichts des Debüts des jungen russischen Dichters Alexander Ikonnikow, eines Buches, dem man höchstens den faulig popnahen Titel *Taiga-Blues* (in genau dieser affigen Typographie) anlasten kann; denn der Rest, das Zeug zwischen den Deckeln, entzieht sich ob seiner schönen Gelassenheit und seines humanen Habitus freilich jeder Mäkelei.

Daß der allergrößte Russe aller Zeiten, Tolstoi, bzw. der zweitgrößte, Gogol, oder doch der allerbeste, Tschechow, hier durch die stoffliche Dominanz des Provinziellen Pate resp. Schmiere steht, muß nicht gesagt werden, ist aber gesagt. Den Unterschied zu Tolstoi und Gogol und die Nähe zu Tschechow macht die Kürze der Prosatexte aus, die man wohl »Miniaturen« nennt und die mir mehr Vergnügen bereiteten als ... – ach, man trete Vergleiche in die Tonne und konstatiere: Ikonnikow kann schreiben, weil er etwas zu berichten weiß und nichts zu beweisen trachtet. Er trachtet nicht nach Sinn seiner Figuren, den es ohnehin nie gab, und auch wenn wir den »alten russischen Nationalmythen« (»Freitag«) des athletischen Alkoholismus, des Betrugs, der bürokratischen Korruption, der Herumgammelei und der Schwermut begegnen, so begegnen wir im guten altmodischen Sinn in den Figuren sog. Menschen, die mit allerhand Mißgeschick und Unheil und eben dito Glück geschlagen sind. Glücklich lebt der von seiner Truppe vergessene Soldat, glücklich bechern Nachbarn vor sich hin, glücklich endet eine Odyssee durch die winterliche, garstige Pampa.

Ob im Ton der Anekdote, im liebevoll ernüchterten Berichtston, im Ton der Reportage oder als Erzähler, dessen »Lakonie« an meinetwegen Charms gemahnt: Ikonnikow will nichts, außer ein paar Geschichten festzuhalten und zu komponieren. »Hab keine Angst, banal zu sein, das Leben selbst ist banal«, sagte mal wer, und das ist es, und es ist vielleicht wahr und bestimmt rührend: »Kostja begreift uns nicht, weil er nicht weiß, daß wir die Frage nach dem Sinn des Lebens längst beantwortet haben. Der Sinn besteht darin, auf dem Balkon Tee zu trinken und zu rauchen, also zu reden.«

»Das magere Großväterchen mit dem Hund an der Leine spürt ihn auch«, den »besonderen Zusammenhalt unter den Leuten, den man sowjetische Lebensgemeinschaft nennt«, heißt es in einem Idyll. Und weiter: »Die heißgeliebten Nachbarn grüßend, eilt er unter dem Vorwand, die Promenadenmischung auszuführen, zum Bierstand. Dort werden er und sein Hund auf die Freunde treffen, die bereits Bier trinken, Dörrfisch kauen und auf Jelzin schimpfen.« Ist mehr zu sagen? Vielleicht, warum es mit Putin nichts wird? Ja. (Selber lesen, S. 25.) Und was, entgegen dem Leninschen Programm, die Köchin müsse den Staat lenken können und wollen, Autonomie wäre: »Noch bevor die Antwort kam, hatten sie begriffen: Unabhängigkeit von uns selbst, das heißt, du bist dem Staat schnuppe, und der Staat ist dir schnuppe. Da fiel allen sogleich ein Stein vom Herzen, und sie freuten sich doppelt.«

Wer mag, darf z. B. die »Jekaterinburger Romanze« als unromantische Andacht zugunsten der Idee der klassenlosen Gesellschaft lesen. »Die Leute luden uns in den Speisewagen ein, feierten mit uns und gaben uns Geld. Früher waren die Leute natürlich gutmütiger, weil die Unterschiede nicht so groß waren«, lese ich da unzweifelhaft.

»Doktor Martinus Luther riet allen Studenten, gleich welcher Fakultät, bestimmte gute Autoren beständig zu lesen«, überliefern die *Tischreden*, und so gesehen und gelesen wollen wir dem Wittenberger ausnahmsweise doch mal ganz gehorsam folgen und demütigst um einen zweiten und evtl. sogar fünften Band des jungen Ikonnikow bitten, wenn nicht flehen.

Konkret 08/02, S. 54

Matthias Seeberg

Buch & Deckel

Theodor W. Adorno/Thomas Mann: Briefwechsel 1943-1955. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2002, 179 Seiten, 25,90 Euro

Wer sich von diesem Briefwechsel eine Offenbarung von Geheimnissen erhofft, wird enttäuscht. In den 43 Briefen erfährt man wenig Privates, nichts wirklich Neues und doch einiges Interessantes. Der Mangel an Privatem ist nicht verwunderlich, handelte es sich bei der Beziehung von Adorno und Mann doch um eine Freundschaft, die sich vorrangig als eine intellektuelle Kooperation verstand. Das wichtigste Zeugnis ihrer Zusammenarbeit sind die musiktheoretischen Passagen in Manns Roman *Doktor Faustus*, von deren Entstehung einige Briefe handeln – allerdings erfährt man das meiste auch aus Manns *Die Entstehung des Doktor Faustus*.

Interessanter sind zum einen die unterschiedlichen Perspektiven zweier Emigranten auf das Nachkriegsdeutschland. Adorno, der 1949 nach Frankfurt zurückkehrte, stellt zwar fest, daß »es an reaktionären Stimmungen« nicht fehle, er aber »dreimal so frisch und arbeitsfähig als im Westen« sei – ein doch »sonderbares Ansprechen eines professionell Heimatlosen auf die Heimat«. Thomas Mann hingegen ist in seinem Zweifel an Deutschland rigoros: »Nach Deutschland bringen mich keine zehn Pferde.«

Zum anderen ist es der Tonfall, in dem beide das Schaffen des Briefpartners kommentieren. Adornos überschwengliches Lob für den verehrten Altvorderen ist zwar in gewohnter dialektischer Schärfe formuliert, und die *Minima Moralia* werden im Gegenzug von Mann als »atemberaubendste Denkgebilde« bezeichnet. Aber auf die Dauer stört der betont bildungsbürgerliche Duktus, und man wünscht sich weniger komplizierte Wagnerexegesen und dafür mehr kritische Offenheit.

Konkret 08/02, S. 55

Magnus Klaue

Buch des Monats

Theodor W. Adorno/Elisabeth Lenk: Briefwechsel 1962-1969. Edition Text + Kritik, München 2001, 227 Seiten, 27 Euro

Die Rezeptionsgeschichte Kritischer Theorie in Deutschland wird meist als hegelianische Erfolgsstory erzählt, worin die »Sohnesgeneration«, repräsentiert durch Jürgen Habermas, ihren »Übervater« Adorno dialektisch überwindet. Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* erscheint aus dieser Perspektive als pragmatische Korrektur an Adornos »resignativem« Gestus, die Ausblendung des Holocaust in den Texten der Jüngeren als »Fortschritt« gegenüber der »Befangenheit« der Gründungsväter.

Zu den wenigen, die früh gegen solche Verfälschungen protestierten, gehört die Hannoveraner Literaturwissenschaftlerin Elisabeth Lenk. Schon lange bemüht sie sich um eine Vermittlung zwischen Kritischer Theorie und Surrealismus, um verschüttete Gehalte der *Dialektik der Aufklärung* freizulegen. Im Mittelpunkt ihrer Reflexionen steht der Praxisbegriff des Surrealismus, den sie als Versuch, »den Riß zwischen Traum und Tat« (Breton) zu überwinden, gegen jene verkürzte, konformistische »Praxis« geltend macht, als deren Apologet Habermas fungiert.

Als Beitrag zu einer »Gegengeschichte« der Adorno-Rezeption lassen sich auch die nun von Lenk veröffentlichten Briefe verstehen, die sie zwischen 1962 und 1969 mit Adorno gewechselt hat. Die Brisanz der Korrespondenz, und noch mehr des Kommentars und des Anhangs, liegt in dem veränderten Blick, den Lenk auf die intellektuellen Konstellationen rund um die Frankfurter Schule gewährt.

Anders als für Habermas und seine Adepten, in deren soziologische Reflexionen Ästhetisches meist äußerlich, als ein »Thema« unter anderen eingeht, ist für Lenk gesellschaftliche Autonomie im ästhetischen Akt gleichsam antizipiert. Als »politisch« gilt ihr gerade nicht jene Kunst, die sich zum bloßen Medium sozialkritischer Programmatik macht. Im Gegenteil bemesse sich die Radikalität von Kunst daran, wie kompromißlos sie ihren ästhetischen Autonomieanspruch einlöse. Exemplarisch für ein solches »ästhetisches Verhalten«, das zugleich ein soziales Verhalten sei, stehe der Surrealismus.

Durch Kontakte mit der Pariser Gruppe um André Breton wurde Lenk 1963 zu einem Dissertationsprojekt über Bretons »poetischen Materialismus« ermutigt. Um die Genese dieser Arbeit geht es in weiten Teilen des Briefwechsels, der mit Lenks Umzug nach Paris einsetzt. Anders als viele »Schüler«, die den Sprachduktus ihres Vorbildes imitieren, ohne seinem Denken gerecht zu werden, bleibt Lenk ihrem Lehrer auch dann treu, wenn sie ihm widerspricht. Ihre Aufwertung des Surrealismus als eine den Erkenntnissen der Kritischen Theorie angemessene Praxis kollidiert durchaus mit Adornos Skepsis gegenüber den Surrealisten. Während Adorno die surrealistische Bewegung tendenziell mit ihren kunstgewerblichen Spätausläufern identifizierte, verteidigt Lenk, vor allem in ihrem Essay über »Kritische Theorie und surrealistische Praxis«, der sich im Anhang findet, deren revolutionäres Potential, das sie freilich weniger in der Breton-Schule als in der »situationistischen Internationale« um Guy Debord und Asger Jorn aufgehoben glaubte.

Verblüffend sind die Affinitäten, die Lenk zwischen Gedanken der *Dialektik der Aufklärung* und der Medienkritik der Situationisten ausmacht. Schon Mitte der Sechziger hatten Vertreter der situationistischen Sektion in Deutschland, Frank Böckelmann und Dieter Kunzelmann, für eine Plakataktion unautorisierte Adorno-Zitate montiert (»Alle sind unfrei unter dem Schein, frei zu sein«). Auch die Medienanalyse in Debords *La Société du Spectacle* ähnele Adornos Kritik der Kulturindustrie. Der Versuch, Adorno-Zitate ihrem Kontext zu entreißen und durch Plakate zu popularisieren, hatte wohl auch das Ziel, Theorie und Praxis in einer »situationistischen Aktion« kurzzuschließen. Ein Vorgehen, worin Adorno nur eine weitere Variante »blinder Praxis« sah, weshalb er »wegen unbefugter Verwendung seines Namens« Anzeige erstattete. Es zeugt von Lenks Differenzierungsvermögen, daß sie solche Happenings der »praxisfeindlichen« Frankfurter Schule nicht einfach entgegensetzt. Eher erscheinen sie als spontane Versuche, deren Ansprüche bereits im Hier und Jetzt einzulösen.

Lenks Formulierung, Adorno habe sich in der Rolle eines »Wegweisers« befunden, »der nicht in die Richtung marschiert, in die er zeigt«, trifft dessen Haltung zur 68er-Bewegung genau. Außerdem ist sie geeignet, Vorurteile gegen Adornos »Autoritarismus« zu relativieren. Werden üblicherweise Habermas, Honneth und andere »Schüler« dafür gelobt, die normativen Züge im Denken ihres Lehrers korrigiert zu haben, macht sich Lenk zufolge gerade bei ihnen ein Dogmatismus bemerkbar, der Adorno fremd war.

Stets seien es »Außenseiter« gewesen, bei denen Adornos Wort etwas gegolten habe. Die Differenzen zwischen Jacob Taubes und Peter Szondi auf der einen und »Dazugehörigen« wie Habermas oder Dahrendorf auf der anderen Seite werden im Briefwechsel deutlich. Ein besonders interessanter Fall ist Enzensberger, der zu Adornos Freundeskreis zählte und von diesem als »in einem sehr weiten Maß durch meine Sachen bestimmt« beschrieben wird. Lenk indes verfaßte schon 1964 angesichts von Enzensbergers Kritik der Avantgarde eine Polemik für die Zeitschrift »Diskus«, die sich im nachhinein als

prophetisch erweist. Sie benennt viele restaurative Tendenzen in Enzensbergers Schaffen, die erst dreißig Jahre später evident werden sollten.

Die Autorin selbst versteht sich dagegen als Fortsetzerin einer subkutanen Tradition kritischen Denkens, die sich im Surrealismus ebenso wie in der Kritischen Theorie artikuliere. Beide verbinde »der Protest gegen die Spezialisierung, der sich gleichwohl auf höchstem Niveau der jeweiligen Spezialgebiete abspielt«. Wie die Frankfurter Schule Elemente der Psychoanalyse, des Marxismus, der Ästhetik und empirischen Sozialforschung verknüpfe, bemühe sich der Surrealismus, heterogene »Wirklichkeitsfragmente« neu zusammenzusetzen, um Kunst als strenge, wenngleich nichtdiskursive Erkenntnisform zu etablieren. Dieser Anspruch sei Adorno, den Surrealisten und Batailles Zeitschrift »Critique« gemein. Übrig seien von diesem Projekt heute freilich nur Trümmer. Schon kurz nach Adornos Tod habe die bundesrepublikanische Gesellschaft dessen Denken »mit Rage aus dem öffentlichen Bewußtsein ausradiert«. Der von Lenk edierte Briefwechsel bringt es in Erinnerung.

Konkret 08/02, S. 56

Georg Kreisler, Markus Metz, Georg Seeßlen

»Kunst kommt von Revolution«

KONKRET-Gespräch mit Georg Kreisler, Teil 2

KONKRET: Die Rückkehr aus Amerika – was war das für ein Gefühl?

Kreisler: Ein sehr seltsames Gefühl. Viel seltsamer als das Gefühl, nach Amerika zu kommen. Ich hatte ja auch Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. Ich ging zuerst nach Wien und habe den Wiener Dialekt zunächst nicht verstanden. Ich konnte den Leuten einfach nicht folgen und habe manchmal irrtümlich englisch gesprochen.

Vielleicht hatte sich auch der Wiener Dialekt in der Zwischenzeit verändert. Es waren siebzehn Jahre vergangen, und bei mir zu Hause war nicht richtig Dialekt gesprochen worden, Dialekt wurde in der Schule gesprochen, aber bei unseren Bekannten und Verwandten mehr oder weniger österreichisches Hochdeutsch.

Die deutsche Sprache war auch ansonsten schwierig. Wenn man als Sechzehnjähriger wegkommt, vergißt man einiges. In Amerika habe ich auch nur noch englischsprachige Literatur gelesen; ich habe jahrelang nichts mehr auf deutsch gelesen. Das habe ich dann alles nachgeholt.

Bekommt man vielleicht auch dadurch einen neuen Blick, ein genaueres Gespür für die Sprache, für ihre Absurdität? Eine distanzierte Perspektive?

Das Fremdsein ist ein Wesen meiner Kunst. Das Darüberstehen. Oder das Danebenstehen. Ich betrachte mich auch nicht als Wiener. Vor allem aber die Wiener betrachten mich nicht als Wiener. Ein Deutscher ist nur solange ein Deutscher, solange er von den Deutschen als Deutscher empfunden und als solcher akzeptiert wird. Wenn jemand das nicht wird und das Gefühl hat, daß er das nicht ist, dann kann man ihn auch nicht als Deutschen betrachten. Und das gilt sicher für alle. Ich habe durchaus nicht das Gefühl, daß ich von den Österreichern als Österreicher betrachtet werde. Vielleicht wenn ich tot bin. Aber vorläufig, solange ich lebe, nicht.

Von den Amerikanern hingegen werde ich durchaus als Amerikaner betrachtet, obwohl ich mit Akzent spreche. Das ist ein Einwanderungsland. In New York hat angeblich jeder zweite irgendeinen Akzent. Hingegen fühle ich mich nicht so sehr als Amerikaner, wie mich die Amerikaner als Amerikaner empfinden. Die Amerikaner empfinden schnell jemanden als Amerikaner.

Eine kleine Anekdote: Wir waren mit amerikanischen Freunden zusammen, und meine Frau, die Schauspielerin Barbara Peters, wurde gefragt, warum sie nicht auch in Amerika schauspielert. Darauf hat sie erklärt, sie habe einen deutschen Akzent ... Und die Fragerin hat gemeint, das störe doch nicht. Ich habe dann gefragt, was würdest du denn denken, wenn du zum Beispiel ein Cowgirl mit einem deutschen Akzent in einem Film sehen würdest. Und daraufhin hat sie gesagt: Ja, dann würde ich denken, das ist ein Cowgirl mit einem deutschen Akzent. Also man sieht, daß die Amerikaner Ausländer absolut akzeptieren, vorausgesetzt, sie haben das Gefühl, daß die dort auch leben wollen.

Warum akzeptieren die Wiener Sie nicht als Wiener?

Wahrscheinlich aus Antisemitismus, und wegen der Emigration. Man weiß ja, daß auch die Deutschen nicht sehr glücklich darüber waren, daß der Willy Brandt emigriert ist, daß er also nicht für Deutschland den Krieg mitgemacht hat. Vor allem aber ist es der Antisemitismus. Ich glaube nicht, daß ein Jude in Österreich als Österreicher voll akzeptiert wird. Ich erinnere mich, wie man die Vergangenheit der Salzburger Festspiele im Fernsehen feierte und verschiedene Auszüge aus früheren Jahren vorführte. Und als man bei Max Reinhardt ankam, da fing man plötzlich an, jüdische Musik zu spielen, Klezmer-Musik. Warum? Der Max Reinhardt war Österreicher, in Salzburg geboren. Warum hat man da plötzlich jüdische Musik gespielt? Die Antwort ist offensichtlich.

Nicht daß es mir gegenüber eine offene Ablehnung gegeben hätte. Es gab und gibt ja in Wien eine Reihe jüdischer Künstler, die dort arbeiten, die sich als Wiener vorkommen. Nur sind sie es nicht. Der Karl Farkasc war einer der beliebtesten Kabarettisten in Wien, die man sich vorstellen kann. Und als er starb, waren wirklich Hunderttausende bei seinem Begräbnis, die Straßen waren schwarz vor Menschen, er war ungeheuer beliebt.

Oder denken sie an Bruno Kreisky, der immer wieder als Jude empfunden wurde, überall auf der ganzen Welt – obwohl er sagte, er sei aus dem Judentum ausgetreten. Das geht ein bißchen in den Österreichern nach dem Spruch: »Wer a Jud ist, bestimme ich.« Man akzeptiert, daß Juden mitarbeiten, daß Juden sich als Wiener fühlen und daß Juden Wiener Lieder singen. Das »Fiakerlied«, eines der bekanntesten Wiener Lieder, der Text ist von einem Juden namens Pick. Viele Operettenlieder sind von Juden, da hört der Antisemitismus auf. Dann ist er unser, sagt der Wiener.

Vorläufig ... vorläufig, natürlich. Es kann immer wieder anders kommen. Und deswegen ist eben das Gefühl da, zumindest bei mir, und sicher auch bei anderen Leuten, so ganz Österreicher ist man doch nicht, so ganz kann man doch nicht von Heimat sprechen.

Gibt es einen Unterschied zwischen dem deutschen und dem österreichischen Antisemitismus?

Manche sagen, die Juden gehören alle vergast oder wenigstens hinaus, und andere sagen: Nein, aber ich hätte es nicht gerade gern, wenn meine Tochter einen Juden heiraten würde – aber sonst, ich kenne einige Juden, das sind nette Leute. Da gibt es viele Unterschiede. Zwischen Österreich und Deutschland sind die Unterschiede nicht so gravierend. Antisemit bleibt Antisemit, wenigstens für mich, ich mach' da keinen Unterschied.

Sie kamen 1955 nach Österreich zurück.

Ich bin damals zu einer Kabarettgruppe gestoßen, aber das war mir nicht sehr angenehm, diese Arte von Kabarett. Es war sehr hierarchisch, es gab keinerlei Kollegialität. Ich habe versucht, etwas anderes zu machen, das ist mir aber nicht recht geglückt. Ich habe in der Bar, wo ich angefangen habe, in der »Marietta-Bar«, eine Zeit als Alleinunterhalter weitergemacht, aber das war mir nicht genug. So habe ich gedacht, jetzt versuche ich es mal anderswo und bin nach München gegangen. Ich war drei Jahre lang in München, dann habe ich in Hamburg gearbeitet, und bin dann wieder nach Wien zurückgegangen. Ich habe vierzehn Jahre in Wien gelebt, aber hauptsächlich in Deutschland und in der Schweiz gearbeitet, nur ganz gelegentlich auch in Wien. Immer nur dann, wenn mich gute Freunde zu irgend etwas Interessantem gerufen haben, wie zum Beispiel zu dieser Oper vor eineinhalb Jahren, aber das war verhältnismäßig selten. Leben konnte man davon nicht.

Damals wurden Ihre Arbeiten ja auch immer mal wieder Opfer der Zensur.

Damals? Meine Sachen werden noch heute zensuriert. Ich kann nicht alles, was ich schreibe, im Fernsehen bringen. Die Dinge, die ich vor dreißig, vierzig Jahren geschrieben habe, die kann ich heute im Fernsehen oder Funk machen. Aber die Dinge, die ich jetzt mache, nicht. Also hat sich eigentlich gar nichts geändert. Die Zensur ist überall, und wenn sie nicht offiziell ist, so ist sie doch die Schere im Kopf. Das zeigt sich vielleicht auch darin, daß bis heute, und ich bin ja jetzt fast fünfzig Jahre wieder hier, sich noch kein einziger wirklich großer deutscher Verlag für mich interessiert, keine einzige wirklich namhafte deutsche Schallplattengesellschaft, die wesentlichen Zeitungen, die »Zeit« oder die »Frankfurter Allgemeine« oder der »Spiegel« – da komme ich nicht drin vor. Ich beschwere mich überhaupt nicht darüber. Es geht mir ja gut. Ich bin versorgt, ich habe eine wunderbare Frau und lebe ein wundervolles Leben. Aber das ist Zensur. Man sagt in den oberen Etagen: Ach, den Kreisler, den wollen wir lieber nicht. Mir geht der Ruf voraus, staatsgefährdend zu sein.

Das sind Sie ja auch.

Also würden auch Sie mich zensurieren, wenn Sie Politiker wären! Ich nehm's als Kompliment. Die Gefahr ist nicht sonderlich groß. Aber wo, wenn nicht in der Vergangenheit, könnten wir noch Künstler finden, die es zu zensurieren lohnen würde? Im Kabarett suchen Sie vergeblich. Da ist einfach nichts da. Auf der Bühne, auf dem Theater regt sich gelegentlich ein bißchen was. Es werden noch interessante Bücher geschrieben. Ich glaube, daß durch das Kleinerwerden der Welt, ich nehme ungern das Wort »Globalisierung« in den Mund, die Leute besser informiert sind.

Wir sind da nicht so optimistisch.

Ich weiß nicht, ob das optimistisch ist. Ich glaube jedenfalls nicht, daß sich der gegenwärtige Zustand der Welt mit diesem Gefälle zwischen Armut und Hunger bei einem großen und Reichtum bei einem kleinen Teil der Menschheit auf die Dauer halten wird können. Die Frage ist nur: Ändert man es jetzt, stückweise, langsam, versucht man es zumindest, oder kommt da irgendwann ein großer Krach.

Was macht da die Kunst?

Karl Kraus hat gesagt, Kunst kann immer nur vom Aufschrei kommen, nicht vom Trost. Die Kunst, zum Trost gerufen, verläßt mit einem Fluch das Sterbezimmer der Menschheit. Also: Kunst kann immer nur von Revolution her kommen, anders geht es überhaupt nicht. Ich glaube, eine Kunst wie das Schlagerfestival oder dergleichen ist hochpolitisch, aber im falschen Sinn. Alles, was ich schreiben kann, kommt von einem Protest her. Ich kann mir nicht vorstellen, etwas zu schreiben, was ohne Protest ist. Gegen das Gegenwärtige.

Darüber lachweint man ja auch in Ihrem Buch »Heute leider Konzert«, daß von dem gegenwärtigen Kulturbetrieb keine Kraft des Protestes zu erwarten ist.

Dieser Kulturbetrieb ist, wie schon der Marcuse gesagt hat, eine Kultur der Mächtigen. Und die Kultur der Unmächtigen findet halt noch immer im Abseits statt. Aber ich bin immer Optimist gewesen, und ich glaube, daß sich auch immer wieder etwas ändern wird. Darauf muß man schauen, dafür muß man kämpfen.

Sehen Sie irgendwo einen neuen Ansatz, sagen wir bei Christoph Schlingensief, die Formen dieses Kulturbetriebs auch physisch zu zerstören?

Bei Schlingensief bin ich nicht ganz sicher. Das ist doch ein bißchen zu sehr ein Kasperl. Man muß als Künstler das Handwerk einigermaßen beherrschen, um effektiv zu sein. Schlingensief beherrscht es nicht. Aber er ist schon ein Aufsässiger. Und in der Beziehung kann man ihn auch positiv sehen. Aber wenn einen die Leute nicht ganz ernst nehmen,

geht auch die Provokation ins Leere: Wenn man sich ehemalige Nazis in Zürich kommen läßt, um auf der Bühne beim Hamlet mitzuspielen, das ist zu weit hergeholt. Eine Provokation um der Provokation willen ist keine. Die Provokation muß von selbst kommen, aus der Kunst heraus. Die muß man nicht suchen. Vielleicht ist das der Kern der Sache, daß Leute wie Schlingensief die Provokation suchen, anstatt sie absichtslos stattfinden zu lassen.

Künstlerisches Unvermögen oder perfekter Ausdruck einer kulturellen Situation?

Beides. Der Dilettantismus nimmt jetzt sehr überhand. Weil es ja auf die Kunst immer weniger ankommt, sondern darauf, daß man sich bemerkbar macht. Daß man die richtige Publicity hat, daß man ins Fernsehen kommt und in den Zeitungen steht. Und wenn man sich so um das kümmern muß, hat man eigentlich keine Zeit mehr, Kunst zu machen. Das Unvermögen setzt sich sozusagen auf natürliche Weise durch.

Und die Anpasserei. Heute sagt man einem jungen Menschen, wenn du zu der und der Plattengesellschaft gehst, darfst du zwar nicht mehr alles machen, aber du kriegst jeden Monat soundso viel Geld und du hast ein sicheres Leben und du kommst ins Fernsehen, und was du dann später machst, ist eine andere Sache. Die Verlockungen, dem Showbusineß zu erliegen, sind immer sehr groß.

Hat die Kunst im allgemeinen, hat das Kabarett im besonderen einen Mangel an Angriffsflächen, wenn die Vorurteile in der Gesellschaft schwächer werden?

Angriffsflächen gibt es mehr als genug. Und Vorurteile ... Man hat keine Vorurteile, wenn jetzt in einer Popgruppe auch Schwarze singen. Ob man kein Vorurteil hat, wenn der Schwarze nebenan wohnt? Aber es geht ja nicht nur um Vorurteile, es geht ja auch um die gerechte Verteilung der Arbeit, um die gerechte Verteilung der Arbeitserträge und so weiter. Da könnte ein Kabarettist noch einiges finden.

Sind auch die Vorurteile gegenüber Juden schwächer geworden?

Ich hoffe es. Die Berichterstattung in den deutschen Zeitungen über den Nahen Osten aber ist doch nahe am: Haut den Juden! Es hat gerade heute wieder einer in der »Basler Zeitung« einen Artikel geschrieben, in dem er die Palästinenser gleichsetzt mit den Juden in der Hitlerzeit. Und das ist einfach falsch. Es wohnen genügend Palästinenser in Israel, die sagen, sie leben lieber in Israel als in einem arabischen Staat, denn in Israel gibt es mehr Demokratie. Und Palästina war nie ein Staat, das darf man nicht vergessen. Wenn sie jetzt einen Staat verlangen, so ist das etwas Neues. Ich bin nicht dagegen, daß sie einen Staat haben, nur gegen die Art und Weise, wie sie einen Staat zu erzwingen versuchen. Man soll nicht vergessen, daß die Palästinenser lange Zeit auf die Auslöschung des Staates Israel hingearbeitet haben und heute immer noch viele darauf hinarbeiten.

Offensichtlich fällt es uns hier schwer, von einer historischen Situation für sich und nicht von einer Metapher für uns selbst zu sprechen. Immer geht es da um so eine klammheimliche Schadenfreude: Die Juden haben auch ihre Juden. Die Juden sind selber Faschisten und so weiter. Und dabei sehen wir, ich weiß nicht ob Sie uns da recht geben, eine fatale Tendenz, daß sich dabei auch die Begriffe umdrehen lassen, wie zum Beispiel all die Formen des ästhetischen und rhetorischen Widerstands, »Provokation«, »Tabuverstoß«, »Subversion« links verschwunden sind und dafür rechts und sehr rechts wieder auftauchen. Toleranz ist dabei nur noch ein Mantel für die imaginäre Mitte.

Es gibt einen schönen Spruch: Die Linke weiß nicht, was die Rechte tut. Das trifft sicherlich bis zu einem gewissen Grad auch für die heutige Situation wieder zu. Die Linke ist sehr schwach geworden und hat eigentlich keine richtigen Wortführer. Jemand wie der Gysi hat mit Vorurteilen zu kämpfen, weil er aus der DDR kommt. Was fehlt, ist ein linker Wortführer ohne DDR-Vergangenheit. Den gibt's nicht. Vielleicht macht's der Westerwelle – man kann ja nie wissen (lacht).

Wie definiert sich Georg Kreisler politisch, wenn's denn sein muß?

Wie jeder Künstler: als Anarchist. Die alten bekannten Grundsätze: kleine überschaubare Gemeinden, die von Freunden verwaltet werden, und nicht diese globale Herrschaft. Nicht die Großindustriellen an der Macht, sondern eine Rückkehr ins Kleine, ins Gemeinschaftliche. Das ist sehr schwierig, aber das ist die Utopie, nach der man als Künstler zumindest strebt.

Auch ein linker Wortführer ohne DDR-Vergangenheit würde mit solcher Vorstellung nicht so wahnsinnig viel Zulauf haben.

Er müßte Populist sein, meinen Sie, und ein linker, aufklärerischer, anarchistischer Populist – das ist ein Widerspruch in sich. Das kann sein. Ich bin zu wenig Fachmann, um da einen Rat geben zu können. Aber ich bleibe dabei: Es fehlt eine linke Stimme, die nicht irgendwie vorbelastet ist, dadurch, daß sie in einem Regime wie der DDR gedient hat, das sicherlich ein gewaltsames Regime war. Ich glaube nicht, daß ich in der DDR hätte leben können. Ich weiß nicht, ob ich damit einem von Ihnen zu nahe trete, aber ich muß es wohl sagen: Daß man sich dort arrangiert hat, das hängt einem nicht ganz zu Unrecht nach. Ich war ja mehrfach dort, in Ostberlin, und habe das immer als entsetzlich empfunden.

Und wie hat man Sie dort empfunden?

Man hat mich nicht sehr viel reden lassen. Es hat immer wieder Gelegenheiten gegeben, wo man versucht hat, Zensur zu üben, wo ich dann gesagt habe, nein, dann komme ich lieber gar nicht. Man hat ein Buch von mir gedruckt, oder zwei, man hat auch eine Schallplatte gemacht, ich bin ein paarmal irgendwo aufgetreten, aber es hat immer Schwierigkeiten gegeben. Meine Frau, die Westberlinerin war, sollte an einem Übergang einreisen, ich an einem anderen, und am Abend wieder zurück auf diese Weise. Auch das habe ich nicht mitgemacht.

Man hat mir einen Auftritt in der Leipziger Pfeffermühle angeboten und ich habe gesagt, ich mache das auf dem Weg nach Wien. Die Behörden sagten, nein, das geht nicht, wenn Sie von Berlin nach Leipzig gehen, dann müssen Sie auch wieder nach Berlin zurück, und nicht weiter nach Wien. Ich kann mich erinnern, daß ich mein Lied »Der General« im Programm hatte, und da hat man mir gesagt, das können Sie machen, aber da muß vorher eine Ansage gemacht werden, daß Sie nur die Generale im Westen meinen. Die Generale im Arbeiter- und Bauernstaat sind natürlich anders. Trotzdem mußte man das dem Publikum wohl erst erklären. Da habe ich es dann auch lieber gar nicht gemacht.

Und wie geht's mit der Arbeit weiter?

Ich werde jetzt achtzig. Da redet man nicht mehr sehr viel über die Zukunft, da hofft man, daß man eine hat. Ich bereite einen Leseabend mit Barbara Peters vor, der wird »Ungesungene Lieder« heißen. Wir werden damit eine Tournee machen. Ansonsten tendiere ich ein bißchen mehr zum Musikalischen. Ich weiß nicht, ob ich nicht noch mehr Musik schreiben sollte statt Texte. Es gibt ein neues Buch von mir, das heißt *Mein Heldentod*, das noch nicht veröffentlicht ist, ich bin dabei, einen Verleger zu suchen. Ich arbeite weiter, solange mir etwas einfällt, solange ich das Gefühl habe, daß es ein Publikum gibt, das mich anhört. Und das gibt es.

Sie haben mal gesagt, es gehe Ihnen darum, mit sich selbst unzufrieden zu sein.

Das ist eine künstlerische Methode, daß man nicht zufrieden ist mit dem, was einem eingefallen ist, und man sich nicht sagt: Sehr gut, bravo, paßt schon! Ich ändere immer, ich ändere, solange es überhaupt geht. Selbstzufriedenheit ist eine sehr unkünstlerische Sache. Die Demut, das Wissen, daß es andere sehr viel besser gemacht haben, das ist sehr wesentlich.

Wer sind die anderen? Gibt es ein paar Fixpunkte, Kreislerische Hausgötter?

Es sind heute noch die, die ich als junger Mensch hatte. Ich habe viel von Nestroy, Ringelnatz oder Erich Kästner gelernt. Auch von Friedrich Hollaender. Der war mein Schwiegervater. Ich habe seine Tochter geheiratet, ich war neunzehn, sie war siebzehn. Und es hat nicht sehr lange gehalten.

Es ist uns selber ein bißchen peinlich, aber können wir unser Gespräch über die Vergangenheit und Gegenwart der Kultur in Deutschland etwa abbrechen, ohne über die Möllemanns und Walsers dieser Tage zu reden?

Ich kann wirklich nicht soviel darüber sagen. Schauen Sie, ich habe durchaus das Gefühl, daß der Walser zumindest latent ein Antisemit ist. Ich habe aber auch durchaus das Gefühl, daß auch der Herr Schirrmacher einer ist – wie eigentlich alle in dem Spiel, bis auf den Reich-Ranicki. Aber ich habe auch durchaus das Gefühl, daß der Herr Reich-Ranicki kein sympathischer und kein integrer Mensch ist. Das hat nichts damit zu tun, was der Herr Möllemann gesagt hat, daß der Friedman den Antisemitismus fördert. Da müßte ich sagen: Nebenan wohnt ein Holländer, und seit ich den kenne, bin ich gegen die Holländer.

Ich glaube, das Ganze wird auch sehr, sehr künstlich hochgehalten: Wenn eine Zeitung von mir einen Artikel nicht drucken will, dann schreibt sie keinen öffentlichen Brief. Dieser öffentliche Brief macht den Herrn Schirrmacher in meinen Augen doch sehr verdächtig, und läßt die Vermutung zu, daß es ein bißchen ein abgekartetes Spiel ist. Mit dem Ziel, das Buch zu verkaufen. Die »Frankfurter Allgemeine« steht dem Suhrkamp Verlag nahe, und ein Suhrkamp-Buch zu fördern, kommt ihnen nicht ungelegen. Ich kann mir gut vorstellen, daß man gesagt hat: Weißt' was, wir sagen, wir drucken das Buch nicht, und machen das öffentlich bekannt, das fördert den Verkauf. Ich unterstelle das nicht, ich sage nur: Ich kann es mir vorstellen.

Könnte da ein Potential an neuem und altem Antisemitismus freigesetzt werden, Antisemitismus als marktwirtschaftlicher Versuchsballon, Antisemitismus als Reklamegag, egal ob ein Buch oder eine Partei oder eine Person, man kann etwas mit Antisemitismus verkaufen. Immer soviel Antisemitismus, wie der Markt hergibt, und bis an die Grenze des »Erlaubten«. Ist da ein Antisemitismus der Marktgängigkeit am Werk?

Natürlich, und ich glaube auch, daß das der Möllemann voll beabsichtigt hat, das antisemitische Potential in Deutschland zu gewinnen. Der Westerwelle weiß das, natürlich weiß er es, und macht nicht allzuviel dagegen. In den Umfragen wird das antisemitische Potential zwar immer kleiner, aber Umfragen sind Umfragen.

Hätten wir dann den endgültig kapitalisierten Antisemitismus? Den Antisemitismus nach Marktlage und nach Stimmungslage der Wähler? Das wäre die negative Utopie schlechthin: marktwirtschaftlicher Antisemitismus.

Man kann es wohl so ausdrücken. Oder wir haben den antisemitischen Kapitalismus. Das können wir uns aussuchen (lacht). Wenn einer etwas verkaufen will, ist ihm alles recht. Und da sind schon ganz andere Dinge passiert, um ein Buch

zu verkaufen, auch ein Mordversuch, der in die Zeitung kommt. Alles was in die Zeitung oder ins Fernsehen kommt und was verkaufsträchtig ist, wird auch gemacht. Ich glaube nicht, daß gewisse Leute in Deutschland davor zurückschrecken, den Antisemitismus populär zu machen, wenn es ums Verkaufen und um die Macht geht.

Wo wäre der Punkt, wo Georg Kreisler, der nach eigenem Bekunden stets auf gepackten Koffern sitzt, die Koffer zumacht und zum Flugplatz trägt?

Irgendwann würde er sicher kommen. Dann würde ich nach Amerika oder nach Israel gehen. Wahrscheinlich nach Amerika, denn in Israel fühle ich mich ja schon gar nicht zu Hause, das muß ich auch noch sagen, damit habe ich sehr wenig gemein außer der Religion. Und die ist mir bekanntlich nicht wahnsinnig wichtig. Gottesglaube ist wichtiger als Religion. Religion ist ja von Menschen gemacht. Das ist die Gretchenfrage, die ich jetzt zum Schluß auch noch beantworte. Glaube gehört zu den wichtigsten Dingen. Einem Menschen den Glauben wegzunehmen, ist schlimm. Außer nimmt man ihm den Nazi-Glauben weg, dann ist es gut.

Ich glaube kaum, daß irgendein Künstler ganz ohne Glauben arbeiten kann, auch wenn er es leugnet. Glaube, ob das jetzt an Gott ist oder was auch immer, gehört eigentlich zum Handwerk. Abgesehen davon, daß er das Leben bereichert.

Dann kann man Sie nach einem poetischen, einem kritischen, einem subversiven und einem zensurierten vielleicht auch einen religiösen, nein, Quatsch, einen metaphysischen Künstler nennen?

Ohne weiteres. Solange man mich Künstler nennt, bin ich schon zufrieden (lacht). Wenn man es dann noch näher definiert, auch gut.

Gibt es denn noch Leute, die Ihnen die Kunst absprechen?

Man rechnet mich oft klein. Ach, das ist der »Taubenvergifter«, na ja. Aber so weit, daß diese Erfolge ein Fluch sind, geht es nicht. Daß manche Kritiker oder Journalisten oder Medien überhaupt da ein Schubladendenken haben, aus dem sie nicht herauskommen, muß man akzeptieren. Für die Menschen im allgemeinen gilt: Bleib in deiner Nische, dann haben sie dich lieb. Das ist ein Kampf, den jeder Künstler irgendwann auszufechten hat. In der Nische bleiben und liebgehabt werden, oder hinausgehen und angegriffen werden. Wer in der Nische bleibt, ist kein wirklicher Künstler.

Das Gespräch führten Markus Metz und Georg Seeßlen

Konkret 08/02, S. 60

Gerhard Scheit

Melodie & Rhythmus

Verena Naegele: Viktor Ullmann. Komponieren in verlorener Zeit. Dittrich Verlag, Köln 2002, 400 Seiten, 28 Euro

Es gibt Bücher, oft sind es Biographien, die verlangen von der Lektüre ein Kunststück: Sie bieten einen Reichtum an Konstellationen – aber in einer Sprache, die ihn wieder zum Verschwinden bringt. Das Kunststück besteht also darin, beim Lesen von der Sprache zu abstrahieren. Verena Naegeles Biographie über Viktor Ullmann – die erste Biographie über den Komponisten, die sich aber auf zahlreiche Artikel des Ullmann-Forschers Ingo Schultze stützen konnte – gelingt es Kapitel für Kapitel, das Leben und Schaffen dieses Musikers in wechselnden Zusammenhängen zu erhellen, sie gebraucht jedoch fortwährend Klischees, die alles verdunkeln. Das Wort »faszinierend« wird bis zum Überdruß strapaziert: Es sei »faszinierend, sich auf Spurensuche nach einem Menschen zu begeben, der, wie viele Millionen andere auch, in der ersten Hälfte eines von zwei Weltkriegen überschatteten Jahrhunderts lebte und stark davon geprägt war«. Und was erfährt man über die beiden Weltkriege, von denen einer Ullmann so sehr geprägt hat, daß er ihn nicht überleben konnte: »In beiden Fällen standen überzogene Machtansprüche im Mittelpunkt, die zum Scheitern verurteilt sein mußten, aber immense Verwüstung und Zerstörung hinterließen.«

Wer nach solchen Sätzen noch den Mut findet weiterzulesen, dem eröffnet das Buch mehr als viele andere Musikerbiographien: Mit der Darstellung von Ullmanns Leben – von der Jugend in Wien vor dem Krieg über die kurze Lehre bei Schönberg bis zur Tätigkeit als Dirigent und Komponist in Prag, Aussig, Zürich und Stuttgart – tritt zugleich die Entwicklung einer ganzen Generation von Intellektuellen und Künstlern hervor, ohne daß darum die Unterschiede zwischen den enggeführten Biographien – von Hanns Eisler, Ernst Krenek, Karl Rankl, Erwin Ratz, Erwin Schulhof, Friedl Dicker u.v.a. – verlorengingen.

Als Knotenpunkt aller Erfahrungen dieser Generation wird der Erste Weltkrieg exponiert. Während sich Eisler nach dem Unterricht bei Schönberg jedoch dem Kommunismus zuwandte, näherte sich Ullmann der Anthroposophie an, deren antisemitische Tendenzen die Autorin nicht verschweigt. 1933 kehrt der Komponist – Sohn jüdischer, zum Katholizismus konvertierter Eltern – aus Stuttgart nach Prag zurück. Kurze Zeit bevor auch dieser Ort keine Zuflucht mehr sein konnte, zeigen sich bei Ullmann die Anzeichen einer schweren psychischen Erkrankung, er selbst hat die Phänomene dieser Bewußtseinspaltung immer wieder im anthroposophischen Sinn als Kampf zwischen Ich und Gegen-Ich gedeutet und in seinen Gedichten und Aphorismen thematisiert.

1942 wurde Ullmann nach Theresienstadt deportiert. In einer rätselhaften, für die Nachwelt geschriebenen Abhandlung »Goethe und Ghetto« – vielleicht selbst ein Dokument der Schizophrenie – heißt es über den von den Nazis im »Vorzeigelager« gestatteten Kulturbetrieb nicht nur, »daß unser Kunstwille unserem Lebenswillen adäquat war«, Ullmann betont zugleich, daß er als Komponist in seiner »musikalischen Arbeit durch Theresienstadt gefördert und nicht etwa gehemmt worden« sei. Tatsächlich komponierte und musizierte Ullmann – wie Pavel Haas, Gideon Klein, Hans Krása – in Theresienstadt sehr viel, und während einige seiner früheren Werke verlorengegangen sind, haben sich gerade sie erhalten, darunter sein größtes Werk: die Oper »Kaiser von Atlantis«. Über diese Oper, ihre Entstehung, ihren Text und ihre Musik erfährt man allerdings viel zu wenig in Naegeles Buch, das im übrigen die musikalische Entwicklung des Komponisten (der sich in den späten zwanziger und dreißiger Jahren sehr stark an Alban Berg orientiert hatte) durchaus anschaulich darstellt. Dabei könnte das musikdramatische Werk, das in den letzten Jahren durch zahlreiche Aufführungen Bekanntheit gewann, mit seiner Anknüpfung an Weills und Eislers surreale Verfremdung, an Jazz und Songstil der zwanziger Jahre, mit den direkten oder indirekten Bezügen zu Gustav Mahler und Josef Suk, zu Brechts Lehrstück und Hofmannsthals allegorischem Welttheater als vielleicht einzige gültige Zusammenfassung der vom Nationalsozialismus ausgemerzten Kultur gelten, einer Kultur, die auch im Exil nicht wiederbelebt werden konnte. Die Musik von Ullmann und der Text von Peter Kien handeln davon, daß der Tod angesichts des Kriegs »aller gegen alle« sich weigert, weiterhin seiner Arbeit nachzugehen. Dem Werk liegt eine einzige große Sehnsucht zugrunde: die Sehnsucht nach einem »normalen« Tod – einem Tod jenseits der Vernichtung. Ullmann starb 1944 in den Gaskammern von Auschwitz.

Konkret 08/02, S. 60

Matthias Seeberg

Melodie & Rhythmus

Nils Petter Molvaer: NP3. Emercy/Universal
Esbjörn Svensson Trio: Strange Place For Snow. ACT/Edel

Nils Petter Molvaer: NP3. Emercy/Universal

Die Reaktionen musikalischer Art auf die Folgen des 11.9. haben sich glücklicherweise bisher in Grenzen gehalten.

Ein skurriles und doch hörenswertes Beispiel findet sich nun ausgerechnet auf »NP3«, dem neuen Album von Nils Petter Molvaer. Der norwegische Jazztrompeter hatte bisher die Arbeit an künstlerischen »Revolutionen« dem Versuch politischer Agitation vorgezogen. Seit seinem 1997er Album »Khmer« gilt Molvaer vielmehr als derjenige, der den Jazz zurück in den Club brachte, ohne ihn auf pure Tanzmusik zu reduzieren.

»Die Dummheit, Ignoranz und Gefährlichkeit einiger extrem wichtiger Menschen« hat ihn nun zu seinem »ersten bewußten politischen Kommentar« in seiner Musik veranlaßt: Für das Stück »Axis of Ignorance«, eine Replik auf die von George W. Bush postulierte »Axis of evil«, wurde die Stimme eines amerikanischen Predigers gesampelt, deren fanatischer Duktus noch erschreckender wirkt als der von ihr geäußerte christliche Fundamentalismus. Trotz dieser unmißverständlichen Message wirkt der Track weniger als politisches Statement denn als weiteres kontrapunktisches Element in Molvaers Collage aus Elektronik und Jazz.

Überhaupt ist »NP3« von Kontrasten bestimmt. Dem Klang der Trompete, der an den Miles Davis der sechziger Jahre erinnert, unterliegt ein beunruhigendes Gewebe aus elektronischen Geräuschen. Der kontrolliertere Umgang mit der Technologie bewahrt die Stücke vor dem überbordenden Einsatz von Sounds, der noch die Vorgängeralben bestimmte. Mit dem Ergebnis, daß die in dem Stück »Nebulizer« verwendeten Breakbeats die sonst relativ ruhig gehaltene Platte um einen veritablen Clubhit bereichern.

Esbjörn Svensson Trio: Strange Place For Snow. ACT/Edel

Skandinavischer Jazz hat nicht gerade ein gutes Image. Viele denken sofort an den Norweger Jan Gabarek und dessen unbestreitbares Talent, den Soundtrack für eine Esoterikparty zu liefern. Das beste Gegenbeispiel ist das schwedische Esbjörn Svensson Trio. Neben Nils Landgren und seiner Funk Unit zählt es zu den wichtigsten Vertretern des schwedischen Jazz. Auf dem aktuellen Album »Strange Place for Snow« beweist das Trio unter der Regie des Klaviervirtuosen Svensson erneut seine Vorliebe für eingängige, zuweilen melancholische Motive bei gleichzeitiger kompositorischer Komplexität.

Jazztrio klingt nach Kammermusik und ernster Muse. Aber das E.S.T., das auf die Frage nach seinen Vorbildern Stravinski und Pearl Jam in einen Atemzug nennt, verbindet konzentrierte Ambition mit der Lässigkeit von Popmusik. Der Gegensatz erhält seine Spannung durch das kongeniale Zusammenspiel des Trios. Svenssons Klavierspiel, das mitunter klingt, als spiele sich Keith Jarrett durch das Gesamtwerk von Thelonious Monk, und die rhythmischen Explosionen des Schlagzeugers Magnus Öström, die den verspielten Klavierthemen den nötigen Widerpart bieten, finden ihre Synthese im Baß von Dan Berglund, dessen Klangfülle an die Experimentierfreude von James M. Hendrix erinnert.

Daß einem Stücke wie »Serenade for the Renegade« tagelang im Kopf umherschwirren und für gute Stimmung sorgen, läßt auf eine Popularität über die europäische Grenzen hinaus hoffen. Das Image des skandinavischen Jazz wäre damit gerettet.

Konkret 08/02, S. 61

Michael Sailer

Platte des Monats

Wire: Read and Burn 01. Pink Flag/Cargo

Im Herbst ’78 spielte Thomas Gottschalk, sonst einer Sympathie für irgend etwas abseits des Mainstream-Mittelstreifens (AC/DC, Queen, Status Quo) unverdächtig, in seiner Bayern-3-Sendung »Pop nach 8« zwei Songs vom zweiten Wire-Album. Da hatte ich zufällig gefunden, was der schöne Begriff »New Wave« versprochen, aber nur ansatzweise gebracht hatte: etwas ganz Neues, ganz anderes. Bruce Gilbert, Colin Newman, Graham Lewis und Robert Gotobed nahmen den verfetteten, mit Tonnen von Modeschmuck behängten und im übrigen halbtoten, sabbernden, stinklangweiligen Popmusik-Balg, schnitten alles weg, was nicht dazu gehört, und brachten den simplen Kern zum Vorschein, der in kühler, zeitlos betörender Schönheit erstrahlte.

Vor einem Vierteljahrhundert suppte die Punk-Revolte so schnell zusammen, wie sie aufgebraust war; mit einer Prise zynischem Salz könnte man anmerken, es sei eigentlich kaum was passiert damals, außer daß der Popbusiness-Superguppy einen Looping drehte und ein paar nicht angeschnallte Gestalten aus den First-class-Sesseln kippten. Ihre Plätze nahmen andere ein; kühl betrachtet war die »Revolution« kaum mehr als ein kurzes Aufbegehren des Nachwuchses, der auch mal die Rolling Stones sein, Sekt aus der Flasche trinken und einen Vertrag unterschreiben wollte. Aufgewärmte Alt-Rockismen, antike Akkordfolgen; nichts, was dem heutigen »Punk«-Anhänger, der seine Idolatrie auf Protagonisten fixiert, die sich vor allem durch das Vorzeigen von Hinterteilen hervortun, Hochachtung abverlangte – abgesehen vom Unverschämtheitsfaktor und obskuren Vorgängen am Rand des Geschehens. Die aber lohnen ein näheres Hinsehen, denn hier findet man die große Ausnahme.

Im April ’77 traten Wire beim Punk-Festival im Londoner Roxy auf. Enthusiastischer Dilettantismus (Lewis: »Ich sah keinen Sinn darin, die Musik anderer Leute zu lernen«; Gotobed: »Es war mir alles ein totales Rätsel, Noten, Musik, so Zeug. Ich hatte keine Ahnung, was das alles bedeutete.«) und der Versuch, so schnell wie möglich zu spielen, verband sie mit der Rüpelszene, der sie mit einem 80-Sekunden-Gewitter von abstraktem Krach eine ihrer Hymnen lieferten: »1 2 X U«. Wires Punk-Phase war damit im wesentlichen schon wieder vorbei. Auf Empfehlung ihres Produzenten Mike Thorne nahm Nick Mobbs, Chef des Emi-Labels Harvest, die Band unter Vertrag. Mobbs galt im Hause Emi als »Weirdo«, hatte aber mit Pink Floyd einen Riecher bewiesen und genoß eine gewisse Narrenfreiheit. Obwohl das 21-Song-Album »Pink Flag« (November 1977) eine extrem kompakte Angelegenheit war, wurden die Grundzüge der »Wire-Methode« deutlich: radikale Reduktion der instrumentalen, kompositorischen, textlichen Mittel, strikte Vermeidung von Formeln und Rock-Klischees, eine Neigung zu Konfrontation, Verunsicherung, Abstraktion, Experiment.

Ein Song entstand während einer Zugfahrt: Colin Newman notierte die Anfangsbuchstaben der Haltestellen zwischen Watford und Euston und wandelte sie in Akkorde um. Graham Lewis versuchte einen Text für einen Song mit 100 Beats zu schreiben, unterteilt in 20 Zeilen à fünf Beats. Es wurden zwar 106 Beats, aber der Text paßte perfekt zu Newmans Bahnhof-Akkordfolge. Um Eindeutigkeiten zu vermeiden, wurde das Themawort »Sex« im Titel durch »That« ersetzt, und fertig war »106 Beats That«, ein Wire-typisches Pop-Rätsel: gesammelte Wirklichkeitssplitter, so kombiniert, daß etwas herauskommt, mit dem niemand gerechnet hat.

Der »britische Humor« ist eine Art Medien-Theriak, der immer dann in die Diskussion gebröselt wird, wenn man etwas erklären muß, was man selbst nicht versteht und wofür man jetzt gerade keine Zeit hat. Ein Phantom, damit aber lustigerweise selbstbeschreibend. Sagen wir: Du erzählst jemandem einen Witz, läßt ihn ratlos stehen und amüsierst dich diskret im Nebenzimmer (egal ob über seine Ratlosigkeit oder deinen eigenen Witz). Dieser Umgang mit Erwartungshaltungen gehört zum Wire-System. Von wenigen fast religiös verehrt, hatten sie keine Ambitionen, sich Geschmack und Verständnis der Masse zu öffnen. Bis 1979 warfen sie zwei weitere LPs voll unverständlicher Schönheit vor ein befremdetes Publikum, dann war Emi die Fehlinvestition leid. Wire verschwanden, wie sie gekommen waren: scheinbar spurlos. Nach der Rückkehr 1985 suchten sie nach neuen Wegen, um der Langeweile der Wiederholung zu entgehen – und fanden sie ausgerechnet in der Repetivität elektronischer Musik. Bis 1990, dann wollte Robert Gotobed lieber biologischen Landbau betreiben als Trommelmaschinen programmieren, und nach einem Album ohne ihn (unter dem Namen »Wir«) war Schluß.

Der Achtziger/Neunziger-Mainstream konnte mit Wire selbstverständlich nie etwas anfangen. Die Vorstellung, Guns ‘N’ Roses, Westernhagen oder U2 beim Hören einer Wire-Platte zuzusehen, ist grotesk. Es waren die »anderen«, die da etwas fanden. Als ich Damon Albarn nach den Punk-Wurzeln von Blur fragte, sagte er, die Sex Pistols seien ihm immer »viel zu kontrolliert« gewesen, im Gegensatz zu Wire. Wohlgemerkt: es ging um »The Great Escape«, das kontrollierteste und kommerziellste Blur-Album, und Albarn sprach nicht von den Achtziger-Wire, die aussahen und klangen, wie Kraftwerk ausgesehen und geklungen hätten, wenn sie ihr Menschmaschinengetue ernst genommen (und einen »undeutschen« Sinn

für Romantik entwickelt) hätten, und deren Einfluß in praktisch allem nachzuweisen ist, was seither an und mit elektronischen Tönen erzeugt wurde: vom Detroiter Techno-Underground bis zu den freundlich-verschrobenen Schlager-Minimalismen des deutschen Peter Licht.

Wire selbst widmeten sich derweil Solo- und sonstigen Projekten, die manchmal nicht mehr waren als ein Haufen Geräusche (zur Abschreckung sei Bruce Gilberts »psycho-eklektische-intervention« mit dem Titel »Ab Ovo« erwähnt). Und dann ging es wieder los, 1999. Wire, die sich bis dahin vehement geweigert hatten, zurückzublicken (und live meistens neue Stücke spielten, statt ein aktuelles Album zu »promoten«), beschlossen, die Achtziger auszuklammern und da weiterzumachen, wo »Chairs Missing« geendet und »154« noch nicht ganz begonnen hatte.

Hier ist das Ergebnis: sechs Tracks, teilweise in derartiger Raserei aufs Band geknallt, daß man um Robert Gotobeds 51jährige Arme fürchtet. »The Art of Stopping« dauert ebensoviele Minuten, wie es Textzeilen hat (drei), und wenn es Elastica noch gäbe, könnten sie das prima covern (allerdings müßte Damon Albarn singen, der den Akzent besser hinbekommt); es wäre ein todsicherer Hit. »Germ Ship« ist für Wire-Verhältnisse uralt: eineinhalb Jahre, hat sich aber seit der ersten Live-Version vom Punk-Brüller zum atmosphärisch-kompakten Song entwickelt – danach toben »Comet« (poppig) und »1st Fast« (schroff) in einem Tempo aus den Boxen, daß »Pink Flag« dagegen beinahe an Pink Floyd erinnert. »I Don't Understand« steht wieder mit Rockband-Füßen auf der Erde, wütend und Wire-klassisch. »The Agfers of Kodack« reicht am ehesten in die Bereiche »normaler« Popmusik hinein; und dann – ist schon wieder Schluß. »There's change in the air«, singt Graham Lewis, und Newman zuvor: »You've had your chance.« Die dritte, um genau zu sein. Wird die Welt sie diesmal nützen? Egal: mit Wire bleiben wir wenigen gerne allein.

Konkret 08/02, S. 62

Carsten Otte

Der Schriftstellerpianist

Warum Yorck Kronenbergs Romandebüt und seine Bach-Einspielungen eine künstlerische Einheit bilden

Zuerst hören? Und dann lesen? Mit Yorck Kronenbergs Bach-Einspielungen beginnen, um sich dann, mit der Fugenordnung im Ohr, den Roman *Welt unter* vorzunehmen, einen Text also, in dem jede Ordnung aufgelöst scheint? Oder umgekehrt? Erst lesen, dann hören? – Nein. Beides zugleich, das ist mein Vorschlag: Kronenbergs Aria der Goldberg-Variationen zwei Minuten und fünfzig Sekunden durchlaufen lassen und parallel dazu die ersten Absätze seines außergewöhnlichen Debütromans mal laut, mal leise lesen. Danach eine Pause? Den CD-Player abstellen? Das Buch zur Seite legen? Nein. Man will nicht mehr aufhören mit dem Lesenhören, mit dem Hörenlesen. Auch wenn Kronenberg sagt, Schriftsteller und Pianist hätten wenig miteinander zu tun.

Gewiß, der Held des Romans ist kein Klavierspieler, und auch sonst ist die Welt, die Kronenberg in seinem Erstling beschreibt, nicht von Musik belebt, sondern mit einer nervtötenden Stille bestraft. »Die Stadt schwieg«, heißt es da, aber Kronenbergs Sprache ist keineswegs schweigsam, die klingt, die ist musikalisch wie die Musik des Klavierspielers Kronenberg sprachlich ist. Wenn man sich an Glenn Goulds Bach-Zerstückelungen erinnert, dann mag man Kronenbergs Fähigkeit, den Gehalt der Klanglinien langsam zu ertasten, tatsächlich als eine Art Sprachanalyse begreifen. Was bei Gould wie eine Demontage wirkt, ist bei Kronenberg der vorsichtige Gang ins Innere des musikalischen Systems, um darin ein wenig zu vereinsamen und schließlich in dieser Einsamkeit neue Kraft zu schöpfen. Und genauso funktioniert auch die Geschichte des Helden in *Welt unter*. Der namenlose Mann wacht eines Tages auf und glaubt, daß er allein sei auf der Welt; die Autos stehen still, die Menschen sind verschwunden. Für einen Roman eine äußerst ungünstige Ausgangslage. Denn wo niemand ist, kann auch nicht viel passieren. Der Ich-Erzähler ist auf sich geworfen, er sinniert über vergangene Liebesmüh und entdeckt seine quälende Einsamkeit. Dieses Gefühl läßt den unfreiwilligen Einzelgänger aber nicht resignieren, sondern treibt ihn an, scheucht ihn durch leere Gassen, zieht ihn aufs Land, wo paradoxerweise ein Vogel singt. Die Welt scheint also nicht vollkommen ausgestorben zu sein.

Schon früh ahnt der Leser, daß die, wie die erzählende Stimme sagt, »Umkehrung« nur ein Hirngespinst sein kann. »Es hatte kein Krieg stattgefunden, zumindest hatte ich es nicht bemerkt, kein Geschützdonner, kein aufsteigender Rauch, kein Brandgeruch.« So ist der Überlebende zu einer Langeweile verdammt, die nur von der Hoffnung aufgelockert wird, daß diese Umkehrung vielleicht das Experiment einer gemeingefährlichen Bewußtseinsfirma sei: »ich bin nicht der einzige, den sie der Einsamkeit in ihren Tests aussetzen, bin es nicht oder werde es nicht bleiben, es geht nicht um mich, kann doch auch gar nicht um mich gehen, sondern um die Allgemeingültigkeit einer Situation, um Statistik.« Der Held fühlt sich beobachtet, von unbekannten Überwachern, von den Organisatoren der Umkehrung; er glaubt, seine Einsamkeit vor einem gespannten Publikum zu erleiden. Der Konzertpianist Kronenberg wird diese Situation kennen, diese Bühnensituation, in der man sich nach einem gerechten Urteil der unbekannten Zuhörerschaft sehnt.

Aber zurück zum Roman: Die Gedanken des Einsamen sind das Zentrum dieses Textes, und obwohl diese Gedanken nicht besonders originell (das heißt: angenehm typisch) für einen vereinsamten Menschen sind, halten sie den Leser in Spannung. Was an der Art und Weise liegt, wie die Gedanken aufgeschrieben sind. Genau wie der Bach-Interpret Kronenberg mit seinem nachdenklichen Spiel die Themen etwa der Chromatischen Fantasie und Fuge in d-Moll ergründet und sich in wachsender Nähe zum musikalischen Gegenstand von Bachs strenger Tonarithmetik zu entfernen scheint, so hat Kronenberg eine schriftstellerische Mimesis entwickelt, die dem Inhalt, der erzählt wird, gründlich mißtraut. Ein Beispiel: Der Held erinnert sich daran, daß er vor der Verkehrung Informationshefte für einen Pornoversand entworfen hat. Der Leser erwartet Details, vielleicht einen coolen Spruch über das Design der Dildos. Nichts dergleichen. Statt dessen: »Ich habe meine Arbeiten erledigt, habe versucht, sie gut zu machen und meine Kunden zufriedenzustellen.« Der Blick des Einsamen auf sich selbst ist ehrlich, ist ohne Pathos, erzeugt Nähe; doch wer dem isolierten Menschen zu nahe kommt, wird frieren, wird etwas von der Kälte der Isolation erfahren und Distanz suchen. Überhaupt glaubt man, die Geschichte spiele im Winter. Doch es ist Frühling in Kronenbergs Roman. Dieses trügerische Wechselspiel zwischen Wahrheit und Einbildung, zwischen Distanz und Nähe setzt sich fort bis in formale Nuancen des Textes.

Schnörkellos sind die Sätze, auch wenn sie lang und länger werden. Kronenberg verzichtet auf modische Adjektive, und schreibt damit moderner als die meisten Kraftwortangeber seines Alters. Weil seine Sprache zeitlos ist, wird sie Berufsjugendlichen eher antiquiert vorkommen. Altmodisch auch die psychische Struktur des Helden: Sein schlechtes Gewissen plagt ihn. Er betritt eine verwaiste Bäckerei und klaut Brötchen und Kuchen. Doch später geht der Dieb an den Tatort zurück und hinterlegt ein paar Münzen, obwohl kein Bäcker das Geld entgegennimmt.

Möglicherweise war es die rigorose Anti-Coolness des Helden, welche die meisten professionellen Leser des Manuskripts verstört hat. Die Lektoren der großen Verlage haben *Welt unter* nämlich abgelehnt. Kronenberg glaubte, sein Buch auch ohne einen Hinweis auf seine musikalische Karriere verkaufen zu können. Ein Irrtum in dreifacher Hinsicht. Abgesehen

davon, daß Kronenbergs Interpretationen am Klavier und seine Schreibkunst eine schöpferische Einheit bilden und daß diese Doppelbegabung eigentlich jeden Marketingstrategen überzeugen müßte, wird kaum ein Jungschreiber, der mit irgendwelchen Stipendien und Preisen gefördert wird, auf solch ein schriftstellerisches Potential zurückgreifen können, das sich irgendwo im Verborgenen entwickelt hat. So aber hatte bislang nur die Hamburger Edition Nautilus den Mut und die Weitsicht, einen Autor zu fördern, der mit 29 Jahren noch zwei weitere Romane in der Schublade liegen hat. Von seinen Kompositionen für Klavier mal abgesehen ...

Yorck Kronenberg wurde 1973 in Reutlingen geboren, studierte Klavier und Komposition in Lübeck und lebt derzeit als in Berlin. 1998 gewann er den Internationalen Klavierwettbewerb »Johann Sebastian Bach« in Saarbrücken. Sein Roman *Welt unter* erschien in diesem Jahr bei der Edition Nautilus (127 Seiten, 15,80 Euro). Seine Einspielung der Goldberg-Variationen ist 2001 bei Ars Musici in Freiburg herausgekommen. In Zusammenarbeit mit dem SFB hat Kronenberg im Frühjahr 2002 eine Aufnahme mit Bachs Chromatischer Fantasie und Fuge, dem Italienischen Konzert sowie der Französischen Ouverture veröffentlicht.

Carsten Otte schrieb in KONKRET 6/02 über den Opportunismus der »Bootleg-Rebellen«

Konkret 08/02, S. 63

Holm Friebe

KEIN SCHÖNER LAND - Gekümmert werden

Das Kölner Ringfest bringt alljährlich als demokratische Flankierung der Popkomm Musik und »Events« an den Mann auf der Straße. Ein Nachmittag in der E-plus Refreshing Zone

Es sind 31 Grad Celsius, Sommer in Köln, später Nachmittag. Wir sind noch ziemlich verstrahlt vom gestrigen Abend. Es ist Popkomm in Köln, jährlicher Anlaß, meinen Bruder zu besuchen und drei Nächte lang vor Konzerten herumzustehen, in die man selbst dann nicht mehr hineinkäme, wenn man eine Akkreditierung hätte, die wir natürlich nicht haben – und Unmengen Bier zu trinken. Wir – das sind in dem Fall mein Bruder, Snorkle und ich – sitzen im Halbdunkel in meines Bruders winzigem, mit Jalousien abgedunkelten Studentenappartement. Vom Bürgersteig lärmt bedrohlich die unternehmungslustige Rheinmetropole. Bisher haben wir uns noch nicht getraut, das Haus zu verlassen. Mein Bruder trägt zur Vorsicht eine Arschloch-Sonnenbrille, die er gestern abend gefunden und seitdem nicht mehr abgesetzt hat. Snorkle trägt ein verwaschenes Second-Hand-T-Shirt, das er seit gestern mittag nicht mehr ausgezogen hat und auf dem kaum noch lesbar »Washington D. C.« steht. Ich trage eine halblange H&M-Hose in olivgrün und ein Paar waschechte hawaiische Surfer-Flipflops in grau. Um es auf den Punkt zu bringen: Wir sehen eigentlich super aus und fühlen uns eigentlich scheiße. Langsam wird es unerträglich stickig in dem Appartement, und jemand von den anderen beiden schlägt vor, doch mal rauszugehen, um vielleicht später wo was zu frühstücken. Was wir wenig später dann auch in Angriff nehmen. Draußen ist es erwartungsgemäß atomexplosionsartig hell und heiß. Snorkle zitiert Rolf Dieter Brinkmann, der über den »beschissenen Kölner Kackhimmel« ablästert, an dem gerade ein Commerzbank-Zeppelin und ein ADAC-Zeppelin oder so etwas ähnliches in einer erbitterten Luftschlacht in Zeitlupe um die Lufthoheit über der Pophauptstadt kämpfen. Alles ist voll mit Menschen, weil parallel zur Popkomm das Ringfest stattfindet. Das Ringfest ist – wie eigentlich alle öffentlichen Anlässe in Köln – eine Art Karneval, nur ohne Kamellen und Wagen, dafür mit Musik, oder was die Macher dafür halten. Das Ringfest ist gewissermaßen die demokratische Flankierung zur Popkomm: Während sich bei dieser unter Ausschluß des Pöbels die vermeintlich Wichtigen und Schönen versammeln, treffen sich bei jenem die Marginalisierten und Häßlichen – und die sind natürlich in der Überzahl.

Wir laufen verwirrt durch die mit Menschen vollgestopften Straßen. Auch mein Bruder, der seit Jahren in der Stadt wohnt, hat nach kurzer Zeit die Orientierung verloren, als mich ein Blow-up-Plakat an einer Hauswand in Bann schlägt: »Hart gefeiert?« steht in fetten Lettern über dem Foto einer auf einer Gartenliege ausgestreckten Gestalt. Des weiteren, kleiner: »Komm zur E-plus Refreshing Zone am Rudolfplatz.« Und, als wenn es derlei subtiler Persuasion noch bedurft hätte: »Einer muß sich ja um Euch kümmern.« Absender ist der Mobilfunkanbieter E-plus mit dem Slogan »Genau meine Welt«. Mir fällt Homer Simpson ein, der sich in einer Folge der Serie vorgenommen hatte, nicht mehr auf Werbung zu reagieren. Der Vorsatz hält nur so lange, bis er mit dem Auto an einem Plakat von »Krusty's Clowns College« vorbeifährt. Im Fortgang der Geschichte drängeln sich zunehmend penetrant tanzende Clowns in Homers Wahrnehmung, bis er irgendwann am Mittagstisch seiner – ebenfalls zu lustigen Clowns mutierten – Familie energisch mit der Faust auf den Tisch hauend den Entschluß kundtut: »Jetzt reicht's! Ich gehe aufs Clowns College.«

Ich male mir unwillkürlich aus, wie es wohl sein würde in der Refreshing Zone, in der sich um einen gekümmert wird: eine Liegewiese wie von Werner Panton höchstselbst designt und in sündigen Farbkombinationen gehalten, auf der einen hübsche 22jährige mit Vichy-Thermalwasser ansprühen? Oder doch wohl eher viele Jacuzzi-Whirlpools, in denen frisches Obst in mundgerechter Portionierung gereicht wird. Dafür wäre ich im Gegenzug augenblicklich zu so einigem bereit – wenn's sein müßte, sogar zum Wechsel des Mobilfunkanbieters.

»Jetzt reicht's«, verkünde ich energisch. »Wir gehen zur Refreshing Zone am Rudolfplatz!« Und wie zur Begründung: »Einer muß sich ja schließlich um uns kümmern.« Snorkle und mein Bruder sind etwas überrascht von dieser plötzlichen Wildentschlossenheit, wagen aber keinen Widerspruch. Mein Bruder erkennt sogar die grobe Richtung zum Rudolfplatz wieder. Daß wir nicht ganz falsch liegen, bedeutet uns dann ein Rudel männlicher Pubertierender mit E-plus-Pässen in Klarsichtfolie um den Hals, das engumschlungen in unsere Richtung schlingert. Mich erinnern sie an die delirierend notgeilen Pfadfinder aus Woody Allens »Was sie schon immer über Sex wissen wollten ...« Ich frage einen besonders pickligen mit etwas Bartflaum, wofür denn der Paß gut sei. Er schaut mich einen wirren Moment lang verständnislos an und bescheidet dann wie aus dem Koma geweckt: »Weiß ich auch nicht«, bevor er wieder hektisch zu seiner Peergroup aufschließt. Frühvergreisende soll man nicht aufhalten.

Ohne weitere Anstrengungen erreichen wir das abgezäunte E-plus-Areal mit der Refreshing Zone. Die vorprogramierte Enttäuschung, an die ich bis zum Schluß nicht glauben wollte, weicht sachtem Entsetzen und Weltschmerz: Wie sieht's denn hier aus? Warum wird der Mensch geboren, warum stirbt er, und warum verbringt er so viel Zeit dazwischen damit, auf Werbung hereinzufallen? Stimmt es eigentlich, daß weltweit vier Milliarden Menschen noch nie telefoniert haben? Statt Panton-Wohnlandschaften und Jacuzzis ist in der Mitte des runden Geländes ein großes Baldachinzelt aufgebaut, von dessen Decke zirka 30 Hybriden aus Hängematte und Liegestuhl baumeln, jede mit einem eigenen Kopfhörer ausgestattet.

Als wir darauf zusteuern, wird sich prompt um uns gekümmert: Ein E-plus-Scherge mit froschgrüner Sonnenbrille versperrt uns den Weg und sagt, daß hier noch nicht geöffnet sei. Ach so. Konnten wir doch nicht ahnen. Wir schauen uns um, was es sonst noch so gibt: Man könnte einen Motorroller gewinnen, wenn man dazu irgendwelche Formulare ausfüllt, die einen im Kleingedruckten zum Wechsel des Mobilfunkanbieters verpflichten. In der »SMS-Flirt Zone« könnte man per SMS mit Cosima Freund, 22, und ihren Superfreundinnen flirten, nachdem man Formulare ausgefüllt hat, mit denen man sich mit dem Wechsel des Mobilfunkanbieters einverstanden erklärt. An einem DJ-Pult üben Teenager – ausschließlich Jungs mit neonblonden Pottfrisuren und Hosenbünden in den Kniekehlen – ohne Anleitung das Scratchen: »Iiieck – üühck – iick – ück – ick – ück – iiiieck – üühck – schrrrrms.« Uns ist das alles viel zu anstrengend, und wir wollen, daß sich endlich um uns gekümmert wird. Wir finden die eigentliche »Refreshing Zone«. Das ist der Platz vor einer große Windmaschine mit zwei Schlauchrüsseln an der Rückseite, die, da sie keine andere Wahl hat, beständig Trockeneisnebel auf niemand Bestimmtes niederbläst. Wir testen es aus, bekommen Gänsehaut und wechseln zur »Oxygen Zone«. Die einzelnen Zonenbezeichnungen sind jeweils von einem verständigen Grafittikünstler in liebevoller Handarbeit auf großen Tafeln vermerkt worden. Die »Oxygen Zone« besteht aus einem Bartresen auf einem Podest, an dem man, ganz ohne Formulare auszufüllen und den Mobilfunkanbieter zu wechseln, gekümmert wird. Eine zuvorkommende Hostesse mit Froschbrille fragt routiniert: »Auch ein bißchen Sauerstoff?« Nachdem man bejaht, stöpselt sie ohne viel Aufhebens eine Sauerstoffmaske, wie sie Stewardessen in Flugzeugen beim Start tragen, in das dafür vorgesehene Ventil einer Gasflasche und überreicht sie dem Patienten. Was für ein Riesenunfug?! Oder sieht so etwa die Zukunft aus, mit Sauerstofftankstellen für die, die es sich leisten können, an jeder Ecke? Ist Sauerstoff in Reinform nicht ein hochaggressives Gas, das bei längerer Einwirkung zum unweigerlichen Zelltod führt und nach medizinischer Indikation nur bei akuter Lebensgefahr verabreicht werden sollte? Auf einem Schild steht »Nicht geeignet für Asthmatiker und Menschen mit Herz-Kreislauf-Krankheiten«. Ich setze die Maske auf und nehme ein paar tiefe Züge. Als mir schwindelig wird, übergebe ich an Snorkle, der, wie ich erst jetzt bemerke, unglaublich gelangweilt und genervt aussieht. Fühle ich mich jetzt besser? Was ist mit Snorkle los? Und wo ist eigentlich mein Bruder? Snorkle nimmt ostentativ desinteressiert einen Zug aus der Maske und gibt sie dann an einen irgendwie irre aussehenden älteren Herren mit Hasenzähnen und dicker Brille weiter, der aufgeregt fragt: »Und, merkt man was?« Als Snorkle verneint, lacht er hysterisch und kriegt sich fast gar nicht mehr ein, bis ihm die Maske von der Laubfroschhostesse entzogen wird, weil er nicht zur Zielgruppe gehört. Snorkle schaut mich mit einem Anflug jäher Leere im Blick an und sagt dann unendlich traurig: »Ich geh jetzt nach Hause und lege mich noch mal ins Bett.« Okay, denke ich, aber wo ist eigentlich mein Bruder?

Mittlerweile ist das Baldachinzelt mit den Hängesesseln eröffnet und wird prompt bevölkert von chronisch untervorteilten und unterbeschäftigten Jugendlichen, denen man nicht erst beibringen muß, wie Herumslacken geht. Die träge schunkelnden Leiber erinnern mich an eine Skulptur von Jeff Koons, bei der zusammengebundene Stofftiere in großen Klumpen von der Decke baumeln. Ich finde meinen Bruder inmitten der Bodyinstallation in einem Sessel lümmelnd und mit geschlossenen Augen in die Pluckermusik versunken, die aus den Kopfhörern kommt. Nach dreimaligem Anschubsen reagiert er. »Gehen wir auch nach Hause?« frage ich. Er: »Meinetwegen.« Auf dem Weg zum Ausgang wird sich dann tatsächlich noch einmal ungefragt heftig um uns gekümmert: Ein maximal 14jähriges Nymphchen, das vor einem Zelt mit der Aufschrift »Virtual Zone« steht, fragt uns, ob wir einen 3-D-Film sehen wollen und streckt uns zwei Papierbrillen entgegen: »Fängt auch gleich an.« Weil uns eh schon alles egal ist, sagen wir nicht nein. Wir setzen die Brillen auf und uns in das saunaartige Zelt, in dem ein Kind wie besinnungslos auf einer Tröte bläst und eine Jugendgang droht, ungemütlich zu werden: »Ey, wann fängt die Scheiße denn an, Alter!?« – »Ich krieg das Kotzen, Alter!« – »Wie ungeil, Alter!« Als auf der Leinwand ein sich im Raum drehendes E-plus-Logo zu bombastischer Synthesizermusik erscheint, verstummen sie jedoch kurz, um alsbald in demente Ekstase zu verfallen. Wir erleben einen rasanten Raumflug mit Sternen, die bedrohlich dicht am Kopf vorbeischrammen, übergehend in eine halsbrecherische Achterbahnfahrt, die alsbald einem kamikazeesken alpinen Abfahrtslauf weichen muß, alles natürlich aus dem Computer. An den Rändern der Parcours stehen jeweils dezente Schilder mit dem grünen E-plus-Schriftzug. »Ey, E-plus, voll geil Alter!« schreien die frenetisierten Halbstarken. So sieht also subliminale Manipulation im neuen Jahrtausend aus, denke ich noch. Das weggetretene Kind trötet wie am Spieß. Mir wird ernsthaft schlecht, und ich bekomme Schweißausbrüche am ganzen Körper. Nach einer Viertelstunde ist der rasante Spuk vorbei, und mein Gehirn fühlt sich an, als sei es nun endgültig kaputt. Wir taumeln aus dem Zelt Richtung Augang. »Die Brillen dürft ihr behalten«, ruft uns der Frosch noch nach. Ach ja? Danke. »Nach Hause?« fragt mein Bruder. »Unbedingt«, ich. Wir torkeln durch Unrat, leere Bierdosen und betrunkene Penner Richtung U-Bahn. Ich denke an »Clockwork Orange«, und wie ungeil ich das fände, wenn ich jetzt kotzen müßte. Vielleicht schaffen wir es ja bis nach Hause, und vielleicht ist Snorkle auch schon da. Ich denke, wie super ich es fände, wenn sich jetzt jemand um mich kümmern würde.

Lesen Sie in der nächsten Folge Klaus Cäsar Zehrers Reportage über eine mißlungene Reportage

Holm Friebe schrieb in KONKRET 7/02 über Robert Altmans Film »Gosford Park«

Konkret 08/02, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Große Scheißsehnsucht

Pfeilgrad so gern
Wie auf dem Wasserbett mit Federkern
Die Morgenlatte unterm Abendstern
Sähe ich
Original obsessionsbesessen
Das Moderatorengirl von Trash-TieWie of Germany
Die Scheiße der von ihr mit den
Fanfareneskortierten Worten
Lilo wiegt einhundertdreiundfünfzig Kilo
Herzlich willkommen Lilo
In groteskem Schamschutz
Entseelten Gaffern
Vorgworfnen
Fettsuchtkranken
Fressen

*

Beglückt wie von der Liebsten Handschriftbrief
Oder von Blumfelds helmutbergervideogestützten
Sangesandacht Tausend Tränen tief
Wäre ich
Fräße der auf Moderatorengirls Geheiß
Ice cool
Der Fettsuchtkranken Überschußgewebe
Mit dem dicken blauen Stift
Markiernde Doktor
(Keine Kassen/Cash)
Des Moderatorengirls
Ad libitum darmwarmen oder
Ausgedampften Stuhl

*

Enorm immens
Beflügelt wie von einem halben Kasten Flens
Höbe ab ich um von dort aus zuzuschaun
Dem Redakteur von Trash TieWie of Germany

Beim ganz normalen runterschlucken
Nach des Filzstiftmalemaledoktors Scheiße
Ganz normalem Kaun

*

High positiv baff
Wie dem vom Lottospielenkönnen überraschten Aff
Wär mir zumut und das tät gut
Wenn der Chef von Trash-TieWie of Germany
Nicht an Geschmacksverirrung litte
Sondern vielmehr des Verzehres
Der Scheiße seines Redakteures
Simpel nicht entriete

*

Ein kleines Stückweit mehr erregt
Wie der verschiedne Papst wenn ihm sein höhers Wesen
Einen strammen Halter seines Stammes
In die Petrischale legt
Jauchzte auf ich
Senza Skrupels Bürde
Wenn sich der Boss von Universal Trash TieWie
Den Kot des Chefs von Trash-TieWie of Germany
Eßlöffelweis oral klistierte

*

Dito befreit
Wie schon vom Bügelfaltenterror und von
Überziehungszinsimpertinenzbedingtem Herzeleid
Wär ich
Von Großer Scheißsehnsucht befreit
Tankte
Die Scheiße Lilos
Des im Schnittpunkt des Abschlachtens der
Menschenwürde und des Mißbrauchs der
Geldsucht verwursteten Unglückswurms
Sich
Von hochoktanem Rachesprit getrieben
Sühnesüchtig durch
Durch durch die Schuldinstanzen
Bis ins Hirn

Des nix wie drecksaudeppertahumanen

Fernsehturms

Eine Zuschrift auf Papier, gewonnen aus dem Holz einer höflichen Keule. Lyrik im Schredder. Reime makuliert. O Menschheit was bistu. Doch ganz schön vertiert. Andrer/Seits: wäre ich der Verlag, wäre ich auch nur der Mensch, der nicht aus seiner Haut kann. Apropoo kann: Kann der Markt was dafür, also daß Lyrik nicht vom Publikum, sondern vom Reißwolf verschlungen wird? Hier würde ich ausnahmsweise mit dem Lieblingsdingsbums vieler Frauen um die vierzig antworten, nämlich mit »jein«. Hingegen könnten Kirche, Staat, VHS und Sport sehr wohl Gedichtbände vorm Henker retten. *Wie* denkbar (!) ist es doch, daß Bundesligavereine Lyrikpatenschaften übernähmen. Nur – sie haben, leiderleider, andere Flausen im Kopf, wobei »andere« nicht impliziert, daß Lyrik zur Gattung der Flausen gehört. Meine Lyrik (zum Bleistift Natokinderfriedensgedicht, SOS Fellatio, Kleine Fahrraddiebhalsgerichtsordnung, Lifta-Treppenlift, Votum contra canem, Soo nicht, Katze!, Leihmütterlein, +, & und) ist rücksichtsloser Sinn in stupender Form. Das gildet auch für Ernst Kahls (hallo Örnie!) ich saachma: kongeniale Vignetten, die, genau wie die Reime, nicht Vernichtung, sondern Fortbestand, und zwar verdienet hätten.

Ihr Boygroups an den von Atomstrom

Lautverstärkten Guitarren, die ihr

Mit Kapaunvokalen die Höschen der Mädls

Mal in Brand setzet mal unter Wasser

Du blutjunge Satisfaktionsgeologin, die

Du in der Insertionsspalte der Münchner

»Bildzeitung« vom 22. Juni 1999 unter

Ruf 35 46 58 63 »Tiefenbohrung in

Feuchter Grotte« verheißest ... etc.

Wo, Du treue KONKRETleserseele, willst Du auf solidere Realitätsreflexion treffen, als wie diese in den *German Poems*, ha?

Übrigens: Jedes Büchlein wird mit einem unikaten subjektbezogenen Originalvierzeiler signiert! Dafür stehe ich grade wie der Dr. Hipp fürs Bio seiner Babybreie.

Konkret 08/02, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Eine Anzeige erzählt »eine lange Geschichte ganz kurz«:

1916 wird in Berlin die »Mitteleuropäische Schlafwagen- und Speisewagen Aktiengesellschaft« kurz Mitropa AG gegründet. Ganz Europa schwärmt schon bald von Mitropa. 1944 bewirtschaftet die Mitropa 596 Schlaf- und Speisewagen. Ein Jahr später ist die Hälfte aller Fahrzeuge sowie die gesamte Infrastruktur zerstört. Der schwere Neuanfang beginnt 1945 ...

So ließen Walser und seine Bewunderer, die Adeppten, auch die andere deutsche Geschichte sich gern erzählen.

Wenn ich Alice Schwarzer richtig verstanden habe, wäre der schönste aller Fortschritte in der Geschichte der Menschheit die Wahl einer Päpstin. Bis dahin müssen wir mit dem zweitschönsten Fortschritt vorliebnehmen, mit Deutschlands erster evangelischer Bischöfin Maria Jepsen, die aber auch nicht von schlechten Eltern ist:

Wir müssen die religiöse Erziehung wieder stärker betonen. Die beginnt in den Kindertagesstätten und als Elternbegleitung. Es muß sozusagen die Einkörperung des Glaubens da sein. Der Kindergottesdienst ist die PR-Aktion der Kirche. Kindergottesdienst ist für mich der Ernstfall.

Ich weiß ja nicht, wie's im Oberstübchen von Frau Jepsen so zugeht, aber daß ihr die *Einkörperung im Ernstfall Kindergottesdienst so* ganz ohne Anregung durch die Nachricht von den Einkörperungen gekommen ist, die einige ihrer männlichen katholischen Kollegen an den Besuchern ihrer Kindergottesdienste vorgenommen haben, kann ich mir nicht denken.

Gott sei Dank gibt es neben der ersten deutschen Bischöfin auch noch den Chef des soundsovielten Elektronikkonzerns CE Consumer, der über die Auskörperung des Glaubens an den Neuen Markt gesagt hat:

Sie könnten momentan die Jesus AG sein - man würde Ihnen nicht trauen.

Mein Rat an alle Eltern: Lasset die Kindlein zu ihm kommen!

Das Feinste, was der Journalismus hat, ist das Feuilleton der »FAZ«, das Feinste vom Feinen dessen Feuilleton-Glosse. In ihr brechen sich die feinsten Federn des Landes einen nach dem andern ab, in Sätzen wie diesen:

Wir stehen vor dem Paradox, daß die Moral flächendeckend zum Zuge kommt, .sobald das moralische Bewußtsein getilgt ist. Die Kosten sind allenfalls kulturelle: Verstärkt wird der Eindruck, daß Materie notwendig immer nur im Fluß ist-

ahnen Sie, wovon hier unentwegt die Rede sein könnte? Kein bißchen? Also weiter:

daß Materie notwendig immer nur im Fluß ist, ein Stoffdenken setzt sich durch, das im Kreislauf des Vergänglichen kein Platz für Hinterlassenschaften läßt. Am Ende bleibt nur Andy Warhols Suppendose

und ein Rudi Völler mit sein Lied » Es gibt (wenn das Stoffdenken im Kreislauf des Vergänglichen sich paradoxerweise gegen das moralische Bewußtsein durchsetzt) kein Platz für den Wen-Fall«.

Die Schlagzeile der »Frankfurter Rundschau« verbreitet die Nachricht:

Bosnien-Friedenseinsatz gesichert

Nein, es mußte, um eine Nachricht zu sein, keinesfalls heißen

Bosnien-Einsatz gesichert

oder

Bosnien-Militäreinsatz gesichert

weil eine Meinung, die alle guten Leser der »Frankfurter Rundschau« teilen, keine Meinung ist, sondern eine Nachricht, eine Nachricht jedoch, die von dieser Meinung abwiche, reinste Propaganda wäre.

Alle durften die »Bildzeitung« beglückwünschen, daß es diese Perle des deutschen Journalismus jetzt schon fünfzig Jahre gibt, vom Starfriseur bis hinunter zu seinen Kunden, und zuletzt mußte auch der Präsident sein Präsent abliefern:

Heute ist »Bild« die größte Zeitung des Kontinents. Selbst Axel Springer hat diesen Erfolg wohl nicht vorausgesehen. Er war ein Mann mit Visionen. Seine Überzeugung wirkt über seine Lebenszeit hinaus. »Bild« hat Menschen begeistert, »Bild« hat Menschen geärgert. Ich gehörte mal zu der einen, mal zu der anderen Gruppe. Viele Millionen Menschen lesen heute täglich »Bild«. Das ist ein großartiger Erfolg ... Ich wünsche »Bild« auch die nächsten fünfzig Jahre ...

Auch ich gehörte mal zu den einen, die »Bild« geärgert hat, und bin heute als ein ganz anderer doch begeistert, daß es da eine Instanz gibt, die einen so eng gebauten, so rund um die Uhr zum Kotzen rechtschaffenen Betbruder wie den Johannes Rau dazu zwingen kann, vor den Geschäftspartnern von Zuhältern, die ihren großartigen Erfolg vor allem der Publikation einer täglichen Onanierhilfe verdanken, einen Diener zu machen. Ich sähe das gern auch die nächsten fünfzig Jahre ...

Springers Überzeugung aber, wenn sie in » Bild« über seine Lebenszeit hinaus wirkt, wirkt so:

Der koreanische Mann: Weltmeister im Arbeiten und Penis-Neid. Was wissen wir vom koreanischen Mann, unserem Gegner im WM-Halbfinale? »Bild« stellt ihn vor. Der Koreaner ist fleißig. Der Koreaner gibt niemals auf. Der Koreaner trinkt viel und verträgt wenig. Der Koreaner kommt nach zwei, drei Fläschchen heftig ins Schwitzen, riecht aber kaum hach Schweiß. Der Koreaner hat ein Frauenproblem. Der Koreaner hat durchschnittlich 13 Minuten Sex pro Akt (der Deutsche macht's vier Minuten länger). Und er hat Penis-Neid. Der Asiat ist mit 13,97 cm (in erigiertem Zustand) weniger bestückt als der Europäer (16,51 cm). Der Koreaner ißt (leider) noch immer gerne Hund. Ein Teller Hundesuppe soll ähnlich wirken wie eine Kapsel Viagra. Aber: Mit durchschnittlich 61 Jahren hat der Koreaner Schlug mit lust(ig). Dann kann der deutsche Mahn noch immer.

Axel Springer hatte in diesem Alter noch jeden Morgen seine Vision.

Die Sonntags-»FAZ« hat eine Umfrage über »Die deutschen Tugenden« veranstaltet und zu *der* deutschen Tugend, der »Sauberkeit«, diese Antwort erhalten:

Seit Goethe liegt in der deutschen Haltung gegenüber Frauen etwas tierwirrendes, das stärker ist als jene Grunddissonanz, welche die Sackgasse sexueller Beziehungen ausmacht. Das »Ewig-Weibliche« betritt die Bühne als ein Placebo; es ist der Abgrund der männlichen Identität, ihr zwiespältiges, bedrohlich-schützendes Fundament, das eine Fülle von Reaktionen auslöst - vom vertrauensvollen Bauen auf den weiblichen Grund bis zu dessen paranoider Ablehnung.

Eine Grunddissonanz macht die Sackgasse (nicht, pardon, den Scheideweg) sexueller Beziehungen aus, das Verwirrende betritt, mit Goethe, die Bühne als Placebo, ein Fundament baut vertrauensvoll auf den weiblichen Grund oder lehnt diesen verfolgungswahnhaft ab. Der Denker, der sich das ausgedacht hat, damit sich die Frankfurter daraus einen schönen Sonntagabend machen, soll nach Angaben der Redaktion ein Slowene namens Slavoj Zizek sein. Aber mir können sie das nicht erzählen. Jedes Wort deutet zaunlattendick auf Katja Diefenbach, die sich ein männliches Pseudonym zugelegt hat.

Der Ruhm wie alle Schwindelware hält selten über hundert Jahre, doch meist vergeht noch etwas eh'r die Haltbarkeit und die Couleur. Ich habe den Dichter schon einmal zitiert, aus geringerem Anlag als dem des heutigen Tages, da das Hamburger Lokalblatt die Überschrift setzt:

Klose in Barmbek

und zurecht annimmt, daß jeder weiß, wer gemeint ist: der Miroslav, Hans-Ulrich, der Miroslav.

Letzte Meldung von der » hochschwangeren Familienexpertin der Union«:

Reiche will 2003 heiraten

Warum ausgerechnet den 2003? Gut, der 007 war schon vergeben, der 218 ist so gut wie tot und der 0190 331 331 eine Frau. Aber der 08/15, der wär's doch gewesen, als Mann für Strammstehn und Bettenbauen.